Professor Karl Knortz




Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche

Mit einem Anhange:

Folkloristisches in Longfellows Evangeline



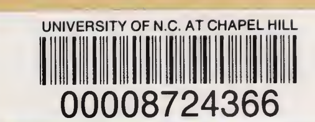
1 Sh. 1 Mark ¼ $

Leipzig 1907 ❧ Teutonia=Verlag




SIGILLVM · VNIVERSITAT · CAROL · SEPTENT
LVX
LIBERTAS


LUX
LIBERTAS



Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche

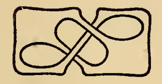
Von

Professor Karl Knortz

North Tarrytown, N. Y.

Mit dem Anhang:

Folkloristisches in Longfellow's „Evangeline"



1907.

Leipzig.

Teutonia-Verlag.

Unter *Slang* versteht man eigentümliche Wörter und Redensarten des gemeinen Volkes, das sich bei der Wahl derselben weder um die Vorschriften pedantischer Philologen, noch um die Ansichten zartfühlender Ästhetiker oder zimperlicher Salondämchen kümmert. Er gewährt uns einen interessanten Einblick nicht nur in frühere, sondern auch in gegenwärtige Kulturverhältnisse; in ihm also eine verächtliche, unberechtigte Bereicherung der Muttersprache zu erblicken und ihn, wie den Dialekt, nur für den humoristischen Gebrauch zu erlauben, ist besonders in einer Zeit, in welcher man dem Realismus in der Literatur so weitgehende Zugeständnisse macht, nicht zu verteidigen; auch ist es insofern unwissenschaftlich, als der Slang einen charakteristischen Bestandteil der Volkssprache bildet und zahlreiche Wörter, die z. B. im 18. Jahrhundert von *Swift*, *Bettie* und anderen Schriftstellern mit jener Bezeichnung gebrandmarkt wurden, seitdem in den Sprachschatz der englischen Klassiker aufgenommen worden sind. Andere, von *Shakespeare* gebrauchte und in England aus dem Verkehr verschwundene Wörter hingegen leben in Neuengland als Slang fort. Wenn z. B. der Farmer des Ostens seine Produkte in der Scheune unterbringt, so bezeichnet er dies mit dem Tätigkeitswort *to barn*; desselben bedient sich auch Shakespeare in „The Rape of Lucrece“: „And useless barns the harvest of his wits.“

Die volkstümlichen Wörter und Redensarten treffen meistens den Nagel auf den Kopf und prägen sich, besonders wenn sie in Stabreimen abgefaßt sind, leicht dem Gedächtnis ein. Man bedient sich dafür manchmal auch des Ausdrucks *Idiotismen*, eines griechischen Wortes, worunter man die Sprache der gewöhnlichen Leute (idiotes) versteht.

Je älter und seßhafter ein Volk ist und je weniger Verkehr es mit der Außenwelt hat, desto fester hält es an seinem angestammten Dialekte und seiner ererbten Ausdrucksweise. Dieselben

haben oftmals ein langes Leben und werden noch von Alt und Jung gebraucht, nachdem ihre ursprüngliche Geschichte und Bedeutung längst in Vergessenheit geraten ist. So hört man häufig in den alten Städten und Ansiedlungen der amerikanischen Oststaaten zahlreiche Redensarten, die im Mutterlande längst aus dem Verkehr verschwunden sind; die unerschrockenen, selbstbewußten, das Schicksal keck herausfordernden Pioniere des Westens hingegen haben infolge der ungewohnten, neuen Verhältnisse und Beschäftigungen ihren Sprachschatz auch durch neue, kräftige und charakteristische Ausdrücke bereichert, die weder an Derbheit noch Klarheit etwas zu wünschen übrig lassen.

Der gewöhnliche Mann bedient sich in der Umgangssprache zur Verstärkung einer Verneinung ausnahmslos doppelter Negative; daß dieselben eigentlich eine Bejahung ausdrücken, leuchtet ihm ebensowenig ein, wie Shakespeare, der öfters sogar dreifache Verneinungen anwendet. Will er etwas als außerordentlich schön bezeichnen, so nennt er es awful nice, also „arg schön“ auf Deutsch, denn daß es eine Furcht einflößende Schönheit gibt, fühlt er so gut und so sicher, wie die ihm unbekannten klassischen Dichter. Wenn der Amerikaner den Infinitiv für ein Substantiv ansieht und wie z. B. der Neuyorker Alderman Duffy combine für Kombination gebrauchte, so bedient er sich instinktiv eines durch altenglische Schriftsteller geheiligten Verfahrens. Wenn er woman widow sagt und dies gelegentlich auch in der Tageszeitung liest, dann denkt er nicht daran, daß, da jede Witwe eine Frau ist, das Wort woman eigentlich überflüssig sei; allein jener auch in der Bibel gebrauchte Ausdruck (Shakespeare hat widow lady) ist noch lange kein Pleonasmus. Woman, entstanden aus wife und man, bedeutet einfach auf Deutsch Weibsmensch, ob verheiratet oder nicht; in demselben Sinne hört man in England auch noch das Wort wife anwenden.

Der Slang bildet infolge seiner knappen, anheimelnden Ausdrucksweise mitunter eine annehmbare Bereicherung des nationalen Sprachschatzes, was von den dem Lateinischen und Griechischen entlehnten, oft unglücklich zusammengestoppelten Fremdwörtern nicht immer behauptet werden kann. Wenn der gewöhnliche Amerikaner statt Hydropathy sich des guten Ausdrucks water cure bedient, so folgt er einfach seinem natürlichen Sprachgefühl und kommt dadurch

leicht in den Geruch, in seiner sprachlichen Ausbildung nicht auf der Höhe der Zeit zu stehen; der Arzt aber, der die genannte griechische Bezeichnung anwendet, denkt oder weiß nicht, daß dieselbe „Wasserkrankheit“ bedeutet.

Studenten, Politiker, Schauspieler, Bettler, Verbrecher und Handwerker haben einen sich nur auf ihre spezielle Beschäftigung beziehenden Slang, der nur den Eingeweihten verständlich ist und daher sich selten in der Umgangssprache der großen Masse einbürgert. Wir wollen uns daher hier auch nur mit solchen Wörtern und Redensarten beschäftigen, die Gemeingut der Masse sind.

Es ist merkwürdig, welche Wandlungen Ausdrücke für einen und denselben Gegenstand infolge des sich stets verändernden Geschmacks im Laufe der Zeit durchmachen. Vor 40 Jahren nannte man das hauptsächlich für Damen bestimmte Privatissimum, was die Spanier buen retiro und die Dänen hysken (Häuschen) heißen, vielfach ladies walk; danach wurde diese Bezeichnung durch closet und seit einiger Zeit durch das weniger anstößige toilet ersetzt. Scherzweise hört man auch my aunt, was dem Deutschen Tante Meier und dem Französischen Monsieur Bernard entspricht. Auf öffentlichen Plätzen, wie auf Bahnhöfen usw., tragen diese Anstalten die Inschrift For Men oder For Women, denn die Wörter gentlemen und ladies sind neuerdings in den Bann getan worden. Dieselben haben für ein demokratisches Gemeinwesen einen zu starken feudalen Beigeschmack und finden sich außerdem nicht in der Bibel; auch ist es eine bekannte Tatsache, daß nicht alle Männer und Frauen gentlemen und ladies sind.

Wenn man von einem Eheweibe sagt, sie spiele die Dame (to play the lady), so ist dies durchaus kein Kompliment für dieselbe; man gibt nämlich dadurch zu verstehen, daß die betreffende sich gerne bedienen läßt, daß sie den Modetorheiten huldigt, ihr Geld verschwendet, ihre Hauptzeit in Versammlungen zur Bekehrung der Heiden oder zur Besserung der Trunkenbolde vertrödelt und die Führung der Haushaltung unbesorgt den Dienstboten überläßt.

Den Menschen zum Tierreich oder sogar zu den Säugetieren zu rechnen und dies öffentlich auszusprechen gilt in Amerika als das sicherste Zeichen des Mangels an Anstandsgefühl. Man schwärmt hier durchaus nicht für Darwins Evolutionstheorie und läßt sich nur

ungern an seine tierische Abstammung erinnern; dazu kommt, daß im Englischen das Wort animal ein Synonym für brute oder beast ist. Früher nahm man weniger Anstoß daran; so bemerkt z. B. der verdienstvolle amerikanische Naturwissenschaftler Richard Owen, der allerdings radikalen Anschauungen huldigte, daß der Mensch durch den Gebrauch zahlreicher Waffen zum allerschrecklichsten animal geworden sei.

Beine hat jeder normale Mensch, der Mann sowohl wie die Frau. Wer aber in Gegenwart der letzteren das Wort legs anwendet, treibt ihr die Schamröte ins Gesicht; er hätte limbs oder da man darunter auch irgend ein Glied des Körpers verstehen kann, the larger limbs sagen sollen. Beine zu besitzen, scheint unmoralisch zu sein; vielleicht verbergen deshalb die Frauen die ihrigen unter langen Kleidern.

Statt belly muß man, wenn man den unkultivierten Hinterwäldlern nicht zugezählt sein will, das dem Lateinischen entnommene Wort stomach gebrauchen; dasselbe aber bedeutet ursprünglich Mut und wird in diesem Sinne häufig von Shakespeare angewandt. Über das Eigenschaftswort high stomached in „Hamlet“ wird sich schon manche Amerikanerin, deren Literaturkenntnisse sich nicht über die Bekanntschaft mit keuschen Sonntagsschulbüchern erstreckten, baß entsezt haben.

Das Wort bowels scheint weniger anstößig zu sein, doch wird es in der schöngeistigen Literatur hauptsächlich im Sinne von Herz gebraucht.

Den Ausdruck breeches in einer von der Etikette regierten Gesellschaft zu gebrauchen, ist nicht ratsam; auch über pants ist die Acht verhängt, pantaloons geht schon eher an, trowsers ist besser. Inexpressibles wäre vorzuziehen; doch Charles Dickens, der ängstlich jedes Wort vermeidet, was nur den geringsten Anstoß erregen dürfte, bedient sich auch dieser Umschreibung nicht, sondern spricht von den Hosen „as those manly garments which are rarely mentioned by name.“

O. W. Holmes sagt in einem seiner Gedichte:

„The things named pants in certain documents
Are not made for gentlemen, but gents.“

Trotzdem fast jeder einigermaßen zivilisierte Mensch ein Hemd auf dem Leibe trägt, so darf man sich des in England und Amerika allgemein bekannten Ausdrucks shirt dafür doch nicht in der Öffentlichkeit bedienen; man muß da zum Französischen chemisette seine Zuflucht nehmen, trotzdem dies eigentlich ein anderes Kleidungsstück bezeichnet. Vielleicht hängt das in London gebrauchte Slangwort shirty (übel gelaunt) mit dieser Anschauung zusammen.

Daß die Amerikanerin in der Ehe gerne die Hosen trägt (to wear the breeches) ist eine bekannte Tatsache, in die sich der Gatte meistens willig fügt, vielleicht mit dem Hintergedanken, dadurch einen Teil seiner Sorgen auf die bessere Hälfte abwälzen zu können. In diesem Sinne hat sich ein heiratsfähiger Grenzer des Westens mehr deutlich als elegant in folgendem Verse ausgedrückt:

„Whenever I marry it will not be for riches,
But I'll marry a girl that is six feet tall so she can wear the breeches."

Ein handfester Heiratskandidat mit der ausgesprochenen Gesinnung, sich gern unter den Pantoffel der Zukünftigen zu ducken, wird schwerlich auf der Brautschau einen Korb erhalten. Die englische Redensart dafür, getting the mitten, stammt aus der Kolonialzeit Neuenglands, da noch jedermann selbstverfertigte Fausthandschuhe trug. Wenn damals ein junger Mann seine Stillgeliebte aus der Singstunde abends nach Haus begleitete, so hielt er dabei ihre mit besagtem Kleidungsstücke versehene Hand gewöhnlich in der seinigen; ließ sie, nichts Böses ahnend, dies ruhig geschehen, so dachte er, die Gelegenheit sei günstig, ihr einen Heiratsantrag zu machen (to pop the question). Wenn sie aber ihre Hand plötzlich zurückzog und den Fausthandschuh in der seinigen ließ, dann konnte er sonstwo „spärke", wie die Deutschpennsylvanier sagen. Er hatte den Handschuh (mitten), aber nicht die Hand.

Der Amerikaner treibt auch manchmal Tagewählerei. So wird nach folgendem Kinderverse:

„Monday for health,
Tuesday for wealth,
Wednesday the best day of all,
Thursday for losses,
Friday for crosses
And Saturday no luck at all."

der Mittwoch als der beste Tag für Verheiratung angesehen. Statt Wednesday, dessen germanische Herkunft dem ungebildeten Amerikaner natürlich nicht bekannt ist, wird daher auch oft weddin'day (Hochzeitstag) gesagt. Demselben folgen dann nach vorstehendem Verse drei Unglückstage.

Von natürlichen Kindern oder Bastards zu sprechen, geht, trotzdem Shakespeare einem solchen im „Lear" eine gewaltige Lobrede gehalten hat, nicht gut an. Um ihre illegitime Abstammung anzudeuten, sagt man gewöhnlich, sie seien auf der unrechten Seite der Bettdecke geboren (born on the wrong side of the blanket). Und doch werden in einigen Ländern die der rechtmäßigen Ehe entsprossenen Kinder die natürlichen genannt; so sagen z. B. die Töchter Cids stolz von sich, sie seien die natürlichen Töchter (hijas naturales) ihres Vaters.

Daß die Turner das Wort „fromm" ihres alten Wahlspruchs durch „treu" ersetzt haben, hat seine doppelte Berechtigung. Fromm in der jetzigen Bedeutung des Wortes sind bekanntlich die allermeisten nicht; sie schwänzen Predigt und Messe und halten sich gerne da auf, wo man mit den Gläsern läutet. Gut Heil!

Das jetzige Wort „fromm" entstammt dem Gotischen fruma, das sprachlich und begrifflich dem Lateinischen primus entspricht. Es bedeudet also der Erste, der Vorderste, oder der Tapferste, in welchem Sinne es auch im Nibelungenlied gebraucht wird.

„Wie frum sie alle waeren die kunige und ouh ir man."

Auch die „frumben Landsknechte" waren nichts weniger als fromm, dafür aber desto mutiger beim Dreinschlagen.*)

---

*) Das allbekannte, durch vier übereinander gestellte F gebildete Turnerzeichen mit der Bedeutung „Frisch, fromm, fröhlich, frei" blickt gegenwärtig auf ein Alter von 60 Jahren zurück. Es war nämlich, so, schreibt die „Allg. Ztg.", auf dem schwäbischen Turnfeste zu Heilbronn vom 2. und 3. August 1846, daß der Kupferstecher J. H. Felsing aus Darmstadt (geb. 1800, gest. 1875), der sich große Verdienste um die Ausbreitung des Turnwesens in Mitteldeutschland erworben hat, den Vorschlag machte, jene von ihm erdachte Buchstabenzusammenstellung als Turnerzeichen anzunehmen. Der Vorschlag wurde gebilligt, das Zeichen fand allgemeinen Eingang und hat sich bei der Turnerschaft nunmehr ein halbes Jahrhundert erhalten; es wird sie hoffentlich für alle Zeiten führen. Der Wahlspruch, den es wiedergibt, ist älter. Seine Anwendung

Für spittle (Speichel) ist das lateinische Wort saliva vorzuziehen; auch der Schwede sagt saliv, der Däne vermeidet spyt und braucht dafür mundvand (Mundwasser). Übrigens hielt schon Tacitus Speichel und speien für plebejische Wörter, die man vermeiden müsse. Die Speichelleckerei ist eine in Amerika stark kultivierte Herdentugend, an der, da sie die Waffe des Schwachen ist und meist zum Erfolge führt, selten jemand Anstoß nimmt. Lickspittle aber läßt sich selbst der charakterloseste Streber nicht gerne schimpfen.

Nun zu einem anderen Thema. Viele Amerikaner, die öffentlich für Abstinenz schwärmen, genehmigen sich heimlich doch gar zu gerne einen herz- und nierenstärkenden Schnaps; selbst wenn sie in einem öffentlichen Lokale einen sogenannten soft drink bestellen, vergessen sie nie, dem Kellner zu sagen, entweder einen stick oder eine fly hinein zu tun und dieser, der seine Gäste kennt, ist auch gewandt genug, um unbemerkt ein tüchtiges Quantum Whisky in das Glas zu giessen. Spirituosen verlangt überhaupt ein Amerikaner selten in einer Wirtschaft, sondern nur whetstone, hardware, chain-lightning usw. und der Wirt weiß jedesmal ganz genau, aus welcher Flasche er seinen Gast zu bedienen hat.

Die englische Redensart „I'll take him down a peg or two" stammt aus der Zeit der Angelsachsen, die bekanntlich nicht nur wackere Krieger, sondern auch leistungsfähige Zecher waren. Um

---

auf das deutsche Turnwesen wird auf den Sprachforscher G. F. Maßmann (geb. 1797, gest. 1874) zurückgeführt, der ebenfalls ein eifriger Förderer des Turnens war; sonst findet er sich aber schon in folgendem Reim des 16. Jahrhunderts:

Frisch, frei, fröhlich und frumb
Ist der Studenten Reichthumb.

Dieser Reim erfuhr schon früh kleine Wandlungen, zum Beispiel läßt sich 1582 die Form nachweisen:

Frisch, frei, fröhlich, freundlich und frumb
Ist aller Buchdrucker Reichthumb.

Zeichen und Wahlspruch haben sich übrigens, letzterer in Übersetzungen und mit geringen Änderungen, auch in außerdeutschen Ländern eingebürgert, so in Frankreich: Franc, frais, fier, fort; in England: Frank, fresh, frisk, free; in Italien: Franco, fresco, fiero, forte; in Spanien: Franco, fresco, firmo, fuerte; in Portugal: Franco, fresco, fero, forte; in Schweden: Frisk, from, freidij, fri; in Holland: Vrœd, vrank, vrij, vroom (mit vier V).

das Bechern einigermaßen zu regulieren, waren in den geräumigen Trinkgefäßen kleine Stäbchen (pegs), mitunter auch silberne Stifte (pins) angebracht und man erwartete, daß jeder Trinker nur den Raum bis zum nächsten Grenzzeichen leerte. Da dies jedoch nicht immer mit mathematischer Genauigkeit zu bewerkstelligen war, so mußte jeder, der über die Schnur gehauen, zur Strafe bis zum nächsten Zäpfchen trinken und bekam dadurch einen Sparren zu viel. Ja, mancher dieser Zecher, so wird erzählt, leerte aus Ärger darüber, daß er nicht die Fähigkeit besaß, die Grenze einzuhalten und deshalb der Spottlust seiner Kumpane zur Zielscheibe dienen musste, gleich das ganze Gefäß bis auf die Nagelprobe. Longfellow gedenkt dieses alten Gebrauchs in seinem Hartmann von Aue nachgedichteten Drama „The golden legend" mit folgenden Worten:

„No songs, no laugh, no jovial din
Of drinking wassail to the pin."*)

---

*) In „Luthers Tischreden" steht unter dem Titel „Eine wunderliche Geschichte" folgendes zu lesen:

Anno 1540 hat Doktor Martinus Luther eine Kollation angerichtet, dazu er die Fürnehmsten der Universität geladen. Darunter ist auch M. E(isleben) gewesen, von welches wegen denn solches angefangen. Da man aus hatte gegessen und Jedermann fröhlich war, da ließ ihm Doktor Martin Luther ein Glas reichen, welches drei Reifen hatte; dasselbe brachte und trank er mit Wein den Gästen zu. Und als sie alle hatten Bescheid gethan, da kam die Reihe auch an M. E. Demjenigen zeigte Doktor Martinus das Glas und sprach: „M. E., Lieber, ich gebe Euch dies Glas mit Wein, bis an den ersten Reif, die zehn Gebote; an den andern, den Glauben; an den dritten, das Vaterunser des Katechismi gar aus." Wie er das gesagt, trank er, D. Martin Luther, das Glas gar aus und ließ es wieder voll schenken und gab's M. Eisleben. Derselbige, da er das Glas empfing und anhub zu trinken, war es ihm unmöglich, daß er über den ersten Reif hätte trinken können, setzte derhalben das Glas wieder und hatte darnach ein Gräuel, dasselbige anzusehen. Da sagte Doktor Martinus Luther: „Ich wußte es vorhin wohl, daß M. E. die zehen Gebote saufen könnte, aber den Glauben, Vaterunser und den Katechismum würde er wohl zufrieden lassen!" Denn er hatte auch die Antinomian angerichtet, daß man das Gesetz aus der Kirche auf das Rathaus tun sollte.

Dabei ist M. Johann Spangenberg, Pfarrherr zu Nordhausen, gewesen, als sich dies in D. Martin Luthers Hause hatte zugetragen, und hat auch solche Geschichte in seine Bibel verzeichnet gehabt.

Als die Kessel der den Ohio und Mississippi befahrenden Dampfbote noch mit Holz geheizt wurden, brauchten die Schiffer das Zeitwort to wood für trinken. Dies kam daher: Jedesmal, wenn dieselben an dem Ufer anhielten, um Holz einzuladen, machten sie auch einen Abstecher nach der nächsten Wirtschaft, wo sie die Kehle mit Schnaps anfeuchteten.

Der Ausdruck growler (Brummbär) wird scherzweise für ein grosses Tongefäss gebraucht, in dem man seinen Bierbedarf nach Hause trägt. Eigentlich bedeutet er einen kleinen von den Wellen hin und her geschleuderten und dadurch ein dumpfes Geräusch verursachenden Eisberg und erinnert somit an den schwankenden Gang manches Wasserfeindes, der auch leicht zum Brummbär wird. Der neueste Webster kennt das Slangwort growler im Sinne von Trinkgefäss nicht.

Jeder Mensch ist mehr oder weniger gezwungen, im Verkehr mit anderen eine Maske zu tragen; dieselbe legt er nur ab, wenn er in seinem Heim angelangt ist oder sich einen gehörigen Rausch angedudelt hat. Im letzteren Falle lernt gewöhnlich jeder seinen wahren Charakter sicherer kennen, als wenn er, wie man in Deutschland sagt, jahrelang die Schweine mit ihm gehütet oder, um mit dem Apotheker in Goethe's „Hermann und Dorothea" zu sprechen, „einen Scheffel Salz mit ihm verzehrt hätte". In den Ver. Staaten braucht man in diesem Falle die Redensart „Krähen essen", die zugleich auch eine Demütigung ausdrückt. Sie ist auf folgende Weise entstanden. Ein Soldat stand vor den Befestigungen von New York Posten. Auf einer Wiese bemerkte er eine Krähe, zielte auf den Vogel und schoß ihn tot. Dann legte er sein Gewehr hin und ging, die Krähe aufzunehmen. Als er sich wieder aufrichtete und umwandte, sah er mit Schrecken sein eigenes Gewehr auf sich gerichtet, und zwar in den Händen eines holländischen Farmers, der offenbar in der größten Wut war, und bald stellte es sich heraus, daß die Krähe ein zahmer Vogel und der Liebling ihres Besitzers gewesen war. Erst nach langem Bitten gab der Holländer seine Absicht auf, den unvorsichtigen Jäger zur Sühne für seine getötete Krähe niederzuschießen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Soldat das Tier sofort verspeise. Immer unter dem Banne des auf ihn gerichteten Gewehrlaufs trug der Soldat einige Späne zusammen,

machte Feuer an, briet den Vogel und fing an, ihn aufzuessen. Als er aber damit bis zur Hälfte fertig war, wurde ihm so miserabel zu Mute, daß er erklärte, lieber wolle er sich totschießen lassen, als weiteressen. Der Zorn des Holländers war mittlerweile verraucht, er schenkte dem Sünder den Rest der Strafe und gab ihm sein Gewehr zurück. Nun aber wandte sich das Blatt; der Soldat richtete jetzt seinerseits das Gewehr auf den Holländer und zwang ihn, die andere Hälfte des unappetitlichen Vogels zu verzehren. Damit war jedoch die Geschichte noch nicht zu Ende. Der Holländer führte Klage beim Obersten des Regiments, und dieser ließ den Soldaten sich vorführen und schrie ihn grimmig an: „Kennen Sie diesen Mann da?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, ja," lautete die Antwort, „wir haben ja gestern zusammen gespeist!"

In die Heiterkeit, die diese Antwort erregte, stimmte auch der Holländer ein, und von einer Verfolgung der Klage war keine Rede mehr, aber der Ausdruck „Krähen essen" ist seit der Zeit geblieben.

So friedlich wird allerdings nicht jeder Streit geschlichtet. Wenn der amerikanische Hinterwäldler zornig wird, oder wenn er, wie die Redensart lautet, einen Hund im Magen hat (to have a dog in one's belly), wobei man an einen bissigen, bei Stierhetzen gebrauchten Hund zu denken hat, dann wünscht er seinen Gegner nicht nur zur Hölle oder, wenn er dies Wort nicht gerne ausspricht, nach Halifax, sondern er klopft ihm auch gründlich die Jacke aus (to be on one's jacket — to dust one's jacket), kämpft bis zum letzten Augenblick (to die game) und stirbt lieber, als daß er nachgibt (to die in the last ditch).

Wenn der Amerikaner die Geduld verliert und sich in der Aufregung zu unüberlegten Handlungen oder schrecklichen Verwünschungen hinreißen läßt, dann sagt man, der Stiel sei ihm von der Axt geflogen (to fly off the handle). Diese Redensart entstammt dem Urwaldsleben des Pioniers. Wenn demselben die Axt plötzlich unbrauchbar wird und er keine Gelegenheit hat, den Schaden schnell wieder auszubessern, so befindet er sich wahrlich in keiner rosigen Laune.

Wenn jemand in Amerika bitter beleidigt worden ist und er sich fest vornimmt, sein Mütchen an dem Übeltäter zu kühlen, dann

sagt er: „I'll cook your goose for yon" und wartet dann auf die erste beste Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Dieser oft gehörte Slang hat folgenden Ursprung: Der kriegerische Schwedenkönig Erich belagerte einst eine Stadt und da seine Streitkräfte zu gering waren, sie zu stürmen, so hingen die Bewohner derselben, um ihn zu hänseln, eine Gans an eine lange Stange und steckten diese auf die Stadtmauer. Erich wartete nun solange, bis er Verstärkungen erhielt; dann aber nahm er die Stadt ein und kochte ihre Gans.

Ist jemand sound on the goose (gesund ums Nierenstück, wie man in einigen Gegenden Deutschlands sagt), dann kann man ihm unbedingt trauen; besonders ist er ein zuverlässiger politischer Parteimann, also das Gegenteil vom Jack on both sides. „Ein Hühnchen mit jemand zu rupfen haben" wird im amerikanischen Slang durch to pick a bone, to pick a quarrel oder auch to have a rod in pickle for one (er hat etwas bei uns im Salz liegen) ausgedrückt. Dem Beleidiger wird dann bei passender Gelegenheit der Hirnschädel eingeschlagen (to put a bone in any one's head) und dabei geht's so blutig her, daß ein Pferd vor Schreck davonläuft und seinen Hafer in Stich läßt (it will be enough for a horse to leave its oats).

Der Amerikaner läßt sich nicht so leicht in die Ecke stoßen; er ist ein keener, ein scharfer, energischer Mensch. Er besitzt horse sense. Der Ausdruck sooner entstammt dem westlichen Pionierleben und bezeichnet einen Spekulanten, der beim Auslegen einer Stadt auf den von der Bundesregierung neuen Ansiedlern geschenkten Ländereien durch allerlei Schliche sich die besten Bauplätze zu verschaffen weiß. Ein solcher ist überhaupt auf seinen Vorteil bedacht und weiß stets dafür zu sorgen, daß sein Schornstein raucht (to keep the pot boiling). Er kann sogar das Wort baker buchstabieren (to spell baker), d. h. irgend ein schwieriges Unternehmen mit Erfolg zu Ende führen. Diese Redensart hat folgenden unschuldigen Ursprung: Das erste zweisilbige Wort, das die Kinder der Kolonialschulen Neuenglands in ihrem ABC-Buche zu lernen hatten, war baker; dies fiel ihnen deshalb anfangs schwer, weil sie vorher nur mit einsilbigen Wörtern bekannt gemacht worden waren. Longfollow spielt darauf in folgender Stelle seines Dramas „Giles Gorey" an:

„If an old man will marry a young woman,
Why then, why then, why the, he must spell Baker.“

Wer sich in Amerika unter allen Umständen siegreich durchschlagen will, muß brass, brow oder cheek haben; er muß unverfroren sein, sich durch keine Hindernisse oder überlieferte Morallehren beirren und den Endzweck jedes Mittel heiligen lassen. Er muß jedem das Fell über die Ohren ziehen (to pull the wool over his eyes) und bereit sein, sich, wenn es seinen Vorteil gilt, dem Teufel zu verschreiben, natürlich mit der bekannten reservatio mentalis, ihn zu guterletzt zu betrügen. Daß ihm dies auch schließlich gelingt, zeigen einige besonders in Neuengland verbreitete Märchen, die übrigens aus Deutschland importiert sind. In der Neuzeit scheint jedoch der Teufel infolge trauriger Erfahrungen sich mit den Yankees in keine geschäftliche Verbindung mehr einzulassen.

Wird ein Amerikaner von einem Bekannten, auf dessen Beistand er gerechnet, im Stich gelassen, so zeigt er ihm die kalte Schulter (to give him the cold shoulder) und tut, als kenne er ihn nicht (to scrape an acquaintance). Die Heimat der erstgenannten Redensart ist in Frankreich zu suchen. Wenn dort früher ein Gast länger blieb als es dem Hausherrn lieb war und dieser befürchtete, der Nassauer würde ihm sein ganzes Hab und Gut verzehren (to eat one out of house and home), so ließ er ihm stets zum Mittagsessen eine kalte Lammschulter solange vorsetzen, bis er den Wink verstand und sich zur Abreise rüstete. Die andere Redensart geht auf Kaiser H a d r i a n zurück. Als sich derselbe eines Tages im Bade befand, sah er, wie einer seiner Leibwächter sich beim Waschen seines Körpers eines Ziegelsteines bediente und sich damit die Haut einrieb. Er erkundigte sich nun nach den Privatverhältnissen jenes Soldaten und als er ausfand, daß derselbe zu arm war, um sich Seife kaufen zu können, beschenkte er ihn mit Geld und Kleidern. Als Hadrian nach einigen Tagen wieder ins Bad stieg, bemerkte er zwölf Soldaten, die sich alle mit Ziegelsteinen abrieben; er ahnte die Absicht und sprach zu ihnen; „Schabt nur weiter, eine nähere Bekanntschaft mit mir aber schabt ihr nicht herbei!“

Statt brass-faced sagt der Amerikaner auch bare-faced. Derjenige, der mit der betreffenden Eigenschaft behaftet ist, trägt keine

Maske und bemäntelt weder seine Unverschämtheit noch seine Charakterlosigkeit. Goldsmith spricht irgendwo von einem „wretch, gnilty of bare-faced inconsistency".

Ist jemand auffallend dumm, ist er also ein pot oder cabbage head, so sagt man in Amerika von ihm, er sei dull as a meat axe oder not able te say boo to a goose. Macht er alles verkehrt, so ist bei ihm wie bei den meisten Germanen, eine Schraube los, oder er berührt das Wasser nicht, selbst wenn er aus dem Schiffe fällt (you could not strike water if you fell out of a skiff). Er gibt seinen Kindern pap with a hatchet oder er kitzelt, wie der Teufel, seine Großmutter mit einer Mistgabel. Bei ihm ist stets the fat in the fire, d. h. alles durcheinander.

Der Dummkopf spielt keine Rolle (he cuts no figure), er ist not worth a dam oder curse. Letztgenanntes Wort bedeutet hier übrigens nicht Fluch, was in diesem Falle allerdings auch nicht sinnlos wäre; es ist vielmehr das altenglische kerse oder cerse (Wasserkresse). So heißt es z. B. in Piers Ploughman's „Vision":

„Wisdom and wit now
Is nought worth a kerse."

Mit dem Worte dam oder damn, wie es gewöhnlich lautet, gehen Amerikaner ebenso verschwenderisch um, wie die Engländer mit bloody. Es findet seinen Ursprung in der alten Phrase not worth a tinkers dam und bezieht sich auf den Gebrauch der reisenden Kesselflicker, einen kleinen Damm aus Mehl zu bauen, um das geschmolzene Blei am Fortfließen zu verhindern. Dieser Damm wurde nach beendeter Arbeit wieder entfernt und hatte mithin keinen bleibenden Wert.

Der Dumme sucht eine Nadel im Heuschober (to look for a needle in a haystalk) oder, wie die hessischen Bauern sagen, Brot im Saustall. Läßt er sich irgendwo sehen, so erhält er a flap with a fox tail, d. h. er wird zum Narren gehalten. Jeder betrügt ihn; er geht to the pot, wie man früher von den Hexen sagte, die verurteilt waren, in einen mit heißem Wasser gefüllten Kessel geworfen zu werden. Zuweilen wird er auch spoon genannt, deshalb nämlich, weil er so unerfahren ist, wie ein junges Kind, das mit dem Löffel gefüttert wird. Wer spoony (sterblich verliebt) ist, braucht gerade kein erblich belasteter Narr zu sein.

Ein auffallend großer Mund wird scherzweise fly trap oder fire shovel genannt; von dem, der mit einer solchen Gesichtszierde geschmückt ist, sagt man in London he was fed with a fire shovel when young. Für Prahlhans brauch man im Englischen gewöhnlich das Wort braggart; poltroon hört man selten. Dasselbe entstammt dem Lateinischen pollice truncato (des Daumens beraubt) und wurde in Rom auf solche junge Leute angewandt, die sich, um vom Militärdienst befreit zu sein, den Daumen abgeschnitten. Ein Prahlhans macht aus einer Mücke einen Elefanten oder einen Berg aus einem Maulwurfshügel (to make a mountain of a mole hill); er droht mit Worten, läßt denselben aber die Tat nicht folgen (his bark is worse than his bite); bei ihm ist viel Geschrei und wenig Wolle (much cry and little wool), wie der Teufel sagte als er Schweine schor. Letztere Redensart gebrauchen die amerikanischen Neger häufig, wenn ihre Familie durch die Geburt eiues jungen Schreihalses Zuwachs erhalten hat.

„The darkey viewed his new born boy
With feelings mixed with pride and joy,
Like newborn babes it had no hair
Or wool, its head was almost bare.
The babe began to squall- he fled,
„Great cry and little wool“, he said“.

Unter dandy oder dude versteht man einen jungen Mann, der als zweibeiniges Modejournal auftritt, sich mit unechten oder echten Juwelen schmückt und zum Zeichen seines weibischen Charakters manchmal sogar Armbänder trägt. Daß sich alle jungen Damen sterblich in ihn verlieben ist selbstverständlich. Ein solcher Zierbengel oder Gigerl wird in England manchmal bear genannt. So sagt Dryden in seiner Übersetzung der Satyren des Persius:

„Besides thou art a bear, — what's that, my child?
A fop, well-dressed, extravagant and wild.“

Wer in Amerika überflüssige Arbeit verrichtet, trägt Wasser in den Mississippi oder Kohlen nach New Castle. Ein Faulpelz wird bed-presser genannt. Shakespeare gebraucht dafür in „Much ado about nothing“ den Ausdruck carpet-monger und versteht darunter einen Menschen, der sich keine Sorgen macht und gerne auf der Bärenhaut liegt. Ein Mann, der ohne im Krieg gewesen

zu sein oder eine militärische Ausbildung genossen zu haben, doch in den Adelsstand erhoben wird, heißt in England carpit-knight. Der Kaufmann stand früher in schlechtem Geruch, und das Wort merchant galt als Synonym für Dieb oder Betrüger. Selbst Krummacher läßt in seiner bekannten Parabel von den fünf Pfirsichen den Vater seinem Sohne, der damit prahlte seine Frucht mit großem Profit verkauft anstatt gegessen zu haben, entrüstet zurufen: „Bewahre der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!“ Dieser Ausdruck hat selbst noch in der Neuzeit den Unwillen einiger Lehrer von Cincinnati, die eine Anzahl Schulbücher herausgegeben haben, dermaßen erregt, daß sie ihn beim Abdruck jener Parabel durch Spekulant ersetzten, als ob schließlich nicht jeder Kaufmann ein solcher sei.

Zu den Spekulanten gehören auch die Kandidaten. Es gibt mancherlei Kandidaten, sowohl auf politischem wie auf geselligem oder religiösem Gebiete, und wir verstehen darunter gemeiniglich Leute, die auf ein gewisses Amt, zu dessen Bekleidung sie sich befähigt halten, Anspruch machen. Was auch immer das Amt sei, es wäre gut, wenn die betreffenden Bewerber fleißig über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Kandidat“ nachdenken würden. Das lateinische candidatus bedeutet „weißgekleidet“. Die Erklärung liegt darin, daß einst in Rom jede Person, die ein staatliches Amt suchte, sich in eine glänzend weiße Toga kleidete. Wollten wir diese Sitte in Amerika einführen, so würde der Preis für weiße Kleiderstoffe gewaltig in die Höhe gehen; denn die Zahl der Kandidaten und Kandidätlein für alle möglichen Ämter, von dem des Präsidenten bis zu dem des Straßenkehrers, ist wie der Sand am Meere. Jedenfalls ist die Idee, die jenem alten Brauch zugrunde lag, eine tief bedeutsame, deren gewissenhafte Aneignung unserm Land und Volk zum reichen Segen werden könnte. Die weiße fleckenlose Toga des Kandidaten sollte eben ausdrücken, daß nur ein Mensch von reinem Herzen und reinem Leben wagen dürfe, ein öffentliches Amt zu suchen. — In der Stadt New York sind merkwürdigerweise die einzigen öffentlichen Beamten, die eine weiße Uniform tragen, die Straßenkehrer.

Die Politik macht, wie es heiß, sonderbare Bettgesellen, allein überall fliegen die Vögel von derselben Farbe zusammen (birds of one

feather flock together) oder, wie die Dänen sagen, Krähen suchen ihresgleichen (krage soger mage). Wer unter den politischen Kandidaten Amerikas einen wirklich ehrlichen entdeckt, hat mehr Glück als die blinde Henne des Sprichwortes. Sie sind so selten, wie Hühnerzähne (scarce as hens' teeth). Jeder Bürger findet es übrigens ganz in der Ordnung, wenn der bei der Wahl erfolgreiche Politiker später seine Unkosten mit Zins und Zinseszinsen auf irgend eine Weise herauszuschlagen sucht. Selbst wenn er als boodler oder grafter es so bunt treibt, daß er in Anklagestand versetzt werden muß, so finden sich bei der Untersuchung whitewashers genug, um ihn als die verfolgte Unschuld hinzustellen. So wird der Kandidat doch weiß, selbst wenn er den schwärzesten Rock an hat. Er lacht alsdann seelenvergnügt ins Fäustchen oder vielmehr in die Ärmel (to laugh in his sleeves). Strenge Ehrlichkeit sichern in der Politik keinen Erfolg, das ist so klar wie Klosbrühe (as clear as mud). Nach der Weißwaschung ist der Politiker übrigens so tot as a door nail und braucht nicht mehr als Kandidat für ein öffentliches Amt aufzutreten. Die eben angeführte Redensart hat folgenden Ursprung: In früheren Zeiten hatte man in England und den Oststaaten Amerikas an den Haustüren schwere, aus Eisen oder Messing verfertigte Klopfer (knockers), mit welchen Besucher das Zeichen zum Öffnen gaben. Man hob einen solchen in die Höhe und ließ ihn dann auf eine Eisenplatte fallen; der Nagel, welchen er hauptsächlich berührte, hatte mehr auszuhalten als die übrigen und war mithin der „toteste.“*)

---

*) Klopfer, besonders solche, die künstlerischen Wert besitzen und aus vergangenen Jahrhunderten stammen, an den Türen zu haben, ist in den amerikanischen Oststaaten neuerdings wieder Mode geworden. So bezahlte ein reicher Grundeigentumsbesitzer von Lenox, Mass., 200 Dollars für einen solchen, weil derselbe, wie ihm versichert wurde, nach einer Zeichnung Benvenuto Cellinis verfertigt worden war. Besonders werden solche Knockers begehrt, in welche ein Willkommenspruch eingraviert ist. — Ein schlauer Engländer erstand kürzlich auf einer Versteigerung zu London eine Menge solcher Geräte, schickte sie als literary Knockers, die einst die Haustüren von Dickens, S. Johnson usw. geschmückt, nach Amerika und machte ein glänzendes Geschäft damit, besonders bei den schöngeistigen Hubbites, wie sich die Bewohner der Stadt Boston, die nach ihrer Ansicht die Nabe (hub) des Universums bildet, stolz zu nennen pflegen.

Der sozialistische Agitator, besonders derjenige, der sein Mundstück bei öffentlichen Versammlungen gut zu gebrauchen und die Massen zu begeistern weiß, wird oft spöttisch sandlot orator genannt. Dieser Ausdruck entstand in San Franzisko, woselbst sich früher die Bevölkerung zum Anhören politischer Reden auf einem freien Sammelplatze einfand. Ein solcher Ort befindet sich auch in der Hauptstadt Frankreichs, nämlich der place de grève. Das Wort grève bedeutet Sand und zugleich auch Arbeitseinstellung. Am genannten Platz versammelten sich früher die Eckensteher, Lastträger und müßigen Leute, die Arbeit suchten, aber wie jener Handwerksbursche Gott dankten, wenn sie keine fanden; später stellten sich dort auch die Streiker ein und besprachen ihre Notlage.

Auch für das Wort hoodlum ist San Franzisko verantwortlich. Dort lebte vor einem Menschenalter ein notorischer Strolch namens Muldoon, der mit seiner Bande arbeitsscheuer Vagabunden jahrelang den Schrecken der Nachbarschaft bildete. Der Berichterstatter einer dortigen Zeitung, der im Auftrage seines Brotherrn das Leben dieser Raufbolde und Spitzbuben novellistisch behandelt hatte, nannte dieselben noodlums, doch der Schriftsetzer las h für n und so entstand dann das nun in Amerika allgemein verbreitete Wort hoodlum. Dasselbe bildet ein Synonym des in England viel gebrauchten black guard, das ursprünglich Schuhputzer bedeutete. Wenn nämlich früher die Garde im St. James-Park Parade abhielt, fanden sich gewöhnlich junge Burschen ein, um den Soldaten die Fußbekleidung zu reinigen oder ihnen sonstige Dienste zu leisten. Dies waren die black guards.

Das englische Slangwort hooligan, das ich bis jetzt nur in den Zeitungen New Yorks angetroffen habe, ist neuesten Datums und aus Hooley's gang entstanden. Genannte Bande in London, die sich aus halbwüchsigen, verwahrlosten Bürschchen zusammensetzte, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, friedliche Leute zu belästigen, und besonders den Polizisten allen erdenklichen Schabernack zu spielen, bis ihnen schließlich das Handwerk gründlich gelegt wurde. Mit dem Ausdruck blackleg bezeichnete man früher einen schwarz bestiefelten Mann, der sich beim Pferderennen nützlich machte, jetzt aber versteht man darunter einen Falschspieler oder irgend einen dunklen Ehrenmann. In Amerika wird auch

manchmal ein Arbeiter, der zu keiner Verbindung gehört, blackleg genannt; gewöhnlich muß er sich scab schimpfen lassen.

In New-York nennt man die Polizisten cops, weil sie kupferne Knöpfe an ihrer Uniform tragen. Unter der in England gebräuchlichen Bezeichnung buttons versteht man die Diener eines Gasthauses, die alles mögliche für die Gäste zu besorgen haben und sich gewöhnlich für die wichtigsten Personen des ganzen Hotels halten. Als Kennzeichen ihres Ranges tragen sie mehrere Reihen Knöpfe an ihrer Amtskleidung.

Das Wort greenhorn wurde zuerst auf junge, Hörner tragende Tiere angewandt; jetzt bedeutet es Lehrling, Neuling, oder irgend einen Menschen, der sich leicht hinters Licht führen läßt. Im Französischen versteht man unter une tête verte meistens einen jungen Mann, der sich von professionellen Spielern ins Garn locken und ausbeuten läßt.

Die Ureinwohner Amerikas haben uns hauptsächlich die Namen für Flüsse, Berge, Städte und Tiere geliefert, sonst aber unseren Sprachschatz nur unbedeutend bereichert. Redensarten wie: den Kriegspfad betreten, das Kriegsbeil begraben, die Friedenspfeife rauchen, sind indianischer Abkunft; ob aber der hauptsächlich von Kindern gebrauchte Ausdruck Indian giver, worunter man jemand versteht, der verschenkte Gegenstände wieder zurück verlangt, auf einen Brauch der Rothäute zurückzuführen ist, weiß man nicht mit Bestimmtheit.

Auch die holländischen Kolonisten haben einige amerikanische Flüsse, Städte und Berge mit Namen versehen, sonst aber einen kaum nennenswerten sprachlichen Einfluß ausgeübt. Daß es aber sonst tüchtige Kerle gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß der Amerikaner, wenn er jemand wegen einer gewaltigen Leistung sein Kompliment machen will, ausruft: „That beats the Dutch!“ *)

Zum Erlernen fremder Sprachen hat der Amerikaner im allgemeinen wenig Anlage; jeder aber, selbst der ungebildeste, versteht soviel deutsch, daß er die Wörter Lager, Sauerkraut, Lim-

*) Die altenglischen Schriftsteller verstanden unter Dutchmen nicht nur Holländer, sondern alle Deutsche des Kontinents. Zuweilen wurden sie auch, wie z. B. in Ben Jonsons Drama „The staple of news“ infolge ihrer Vorliebe für Butter butter boxes genannt.

burger, Bretzel, Schmierkäs, Wiener oder Frankfurter begreift. Statt German sagt er gewöhnlich Dutch, was wohl seinen Grund in der falschen Aussprache des Wortes „deutsch“ hat. Hochdeutsch drückt er manchmal, da ihm einmal das Wort German nicht über die Zunge will, durch High Dutch aus und von dieser Sprache sollte er eigentlich nur mit dem Hute in der Hand reden, denn sie ist die älteste Sprache der Welt und wurde schon wie Ben Jonson in seinem Drama „The Alchemist“ anführt, im Paradies gesprochen. Der Gelehrte Johann Goropius Becanus, den ich nur aus einem Komentar zur genannten Dichtung kenne, sagt, daß unser Stammvater Adam sogar ein Buch über Alchemie in hochdeutscher Sprache verfaßt habe. Leider wurde jedoch im Paradiese nicht immer ein heilsamer Gebrauch von genannter Sprache gemacht, denn, wie S. Butler im ersten Gesange seiner derben Satyre „Hudibras“ erzählt, so bediente sich der Teufel derselben bei der Verführung Evas. Vielleicht sind deshalb die frommen Amerikaner dem High Dutch nicht gewogen.

Die Juden, die sich in Amerika sheeney oder geese schimpfen lassen müssen, sind verantwortlich für die Zeitwörter to jew (betrügen) und to jew him down (den Preis herunterhandeln). Im französischen wird juif häufig im Sinne von Wucherer gebraucht. In einem in der großen Ausgabe von „Mother Goose“ enthaltenen Kinderliede wird erzählt, wie der kleine Jack, dessen Gans ihm ein goldenes Ei gelegt, auf dem Markte um die Hälfte des Preises für dasselbe von einem Juden betrogen wurde.

Jack sold his gold egg
To a rogne of a jew,
Who cheated him out of
The half of his due.

Um „das Bäumchen, das andere Blätter gewollt“, seines Goldschmucks berauben zu lassen, bediente sich der Dichter Friedrich Rückert eines Juden mit grossem Sack und langem Bart; die bereits erwähnten Lehrer Cincinnatis haben denselben aus Rücksicht auf ihre Schüler jüdischer Abstammung durch einen Händler ersetzt.

Man nimmt in Amerika als Tatsache an, daß in dem Hause, über dessen Eingang drei Ballen — Zeichen eines Pfandkonservatoriums, wie G. Asmus schreibt — hängen, ein Jude wohnt.

„The rose is red, the violet blue,
Where you see three balls, you will see a Jew.“

Auch die Nasen der Juden haben von jeher Veranlassung zu allerlei Witzen und Spottversen gegeben. So singen z. B. die Jungen in Arkansas:

Scotland grows the thistle,
England grows the rose,
Ireland grows the shamrock
And the sheeney grows the nose.

Wer einen schwarzen Bürger der Vereinigten Staaten Nigger nennt, deutet an, daß er kein Freund der Negerrasse ist; wer darkey sagt, gehört zum white trash oder ist sin corneracker, wie man den armen Weißen in Kentucky nennt. Die Plantagenbesitzer des Südens gebrauchten stets das Wort negro, was sie nigra aussprachen. Will man sich des guten Willens eines Negers versichern, so nenne man ihn colored gentleman und er lacht gleich mit dem ganzen Gesicht.*)

Die vielgebrauchte Redensart, to take the cake, hat ihren Ursprung in dem cake walk der Neger, mit welchem ein Ball zum Abschluß gebracht wird. Paare, durch Lose gewählt, marschieren an einem großen Kuchen vorüber; ist dies geschehen, so spricht der Schiedsrichter dem Paare den Preis zu, das am elegantesten gekleidet war und sich auf das graziöseste bewegt hatte. — In Irland gibt man dem Paare einen Kuchen als Preis, das auf dem Osterfeste

---

*) Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurde der Neger manchmal contraband genannt. Für diese Bezeichnung ist General B. Butler verantwortlich, der, als er Diktator von New Orleans war, die Neger als ein den Südstaaten nützendes Eigentum ansah und sich daher das Recht vindizierte, sie in Freiheit zu setzen. Scherzweise sagte man damals für Neger auch häufig Uncle Sambo. — Der Verfasser des nachfolgenden ersten einem längeren Gedichte angehörenden Verses ist mir unbekannt:

“Uncle Sambo is gwine to be righted,
Uncle Sambo is gwine to be free;
And they say that this darky's delighted
B'kase the white folks can't agree;
They say that this darky's in clover,
But 'deed I don't see it, nohow;
Uncle Sambo's best days are all over,
He's only a 'contraband' now.“

beim Tanzen am längsten aushält. In England wird zur Feier einer Hochzeit ein Kuchen auf eine Stange in der Nähe der Kirche gesteckt; sobald nun die Braut aus der Haustüre tritt, springen die jungen Leute auf ihre Pferde, reiten pfeilschnell nach der Stange und versuchen dann, den Kuchen herunter zu schlagen. Wem dies gelingt, erhält ihn von der Braut zum Geschenk.

Porto Rico hat den amerikanischen Slang um das Wort spigoty bereichert. Da ein Aufsehen erregendes, dunkelfarbiges Mitglied des Signalkorps jener amerikanischen Pachtung den Spottnamen spaghetti führte, so wurde bald alles, was jener Insel eigentümlich war, von den Amerikanern spigoty genannt; so hat man jetzt also einen spigoty hat, einen spigoty dollar u.s.w. Auch die Sprache der Portorikaner ist spigoty.

* * *

In der Kolonialzeit und noch lange Jahre später wurde jeder Amerikaner abends um acht Uhr durch Glockengeläute daran erinnert, daß er nun das Feuer bedecken, die Lichter ausblasen und sich zu Bett begeben müsse. Die betreffende Glocke wurde curfew genannt; dieses Wort ist französischen Ursprungs (couvre feu) und der damit bezeichnete Gebrauch wurde von Wilhelm dem Eroberer in England angeführt, aus welchem Lande er dann seinen Weg nach Amerika fand, woselbst jedoch die Zeit des Feuerauslöschens und Schlafengehens um eine Stunde früher als in der ursprünglichen Heimat angesetzt wurde.

Nach einer vor kurzem in der Newyorker „Staatszeitung" veröffentlichten, aus Tucson in Arizona datierten Korrespondenz soll sich dieser Gebrauch noch in mehreren westlichen Ansiedlungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben. In Tucson selber ertönt die curfew bell im Sommer um 9 und im Winter um 8 Uhr abends, worauf dann sämtliche Kinder von der Straße verschwinden müssen. Wie Shakespeare im „Lear" berichtet, so kommen beim Ertönen jener Glocke die bösen Geister aus ihrem Verstecke hervor und treiben sich bis zum ersten Hahnenschrei herum.*)

---

*) Seit Sommer 1895 ertönt die curfew auch in Winona, Minnesota und in zahlreichen anderen Städten des Westens. Jedes Kind unter 15 Jahren muß sich alsdann, um 9 Uhr nämlich, nach Hause begeben, wenn es sich keiner obrigkeitlichen Strafe aussetzen will.

In England wurden zuweilen früher die zum Tode verurteilten Missetäter beim Klange der Abendglocke hingerichtet, worauf sich auch das populäre Gedicht der Amerikanerin Rosa H. Thorpe „Curfew will not ring to-night" bezieht.*) Wie die Verfasserin in einem früheren Jahrgange des „Ladies Storne Journal" erzählt, so erhielt sie die Anregung zu genanntem Gedichte aus der Erzählung „Love and Loyalty", die sie eines Abends als 17jähriges Mädchen las. Sie wohnte damals mit ihren Eltern zu Litchfield in Michigan und mußte, da diese in jeder literarischen und poetischen Beschäftigung eine unverzeihliche Zeitverschwendung sahen, ihre Neigung zum Dichten so viel wie möglich vor ihnen verbergen. Das betreffende Gedicht schrieb sie jedoch auf eine Schiefertafel vor den Augen ihrer Eltern, indem sie denselben glauben machte, sie arbeite an einem schwierigen Rechenexempel. Als es nun im Herbste 1870 in der Detroiter Zeitung „Commercial Advertiser" erschien, prophezeite ihm der Redakteur eine große Popularität und die Zeit hat inzwischen gelehrt, daß er sich damit nicht täuschte.

Für die alten und jungen Bewohner der größeren amerikanischen Städte hat die curfew bell längst ihre historische und moralische Bedeutung verloren; ob dieselbe nun um 8 oder 9 Uhr ertönt bleibt sich gleich, denn der ehrsame Bürger, der des Tages Last und Hitze getragen, sucht nicht das Bett, sondern eine andere Erholungsstätte auf und da er seiner der Temperenz huldigenden Gattin doch nicht sagen darf, er ginge ins Wirtshaus, so bemerkt er beim Abschiede einfach, er habe noch in der „office" oder der Schreibstube zu tun. Daß zahlreiche Trinklokale diesen Namen führen, sagt er natürlich nicht und sollte die mistrauische Gattin später dies ausfinden, so kann er wenigstens mit gutem Gewissen antworten, daß er sie nicht belogen habe. In ähnlicher Absicht eilt der amerikanische Student abends in das „college" oder in die „academy."

Zu Evanston, einer bei Chicago gelegenen, von rabbiaten Temperenzlern regierten Stadt, werden die Wirtshäuser „blind pigs" genannt; es sind dies nämlich, da dort keine berauschenden Ge-

---

**) Dasselbe wurde von dem Deutschamerikaner Hugo Erichsen ins Deutsche übersetzt und mit Illustrationen ausgestattet in Buchform (Boston 1889) herausgegeben.

tränke öffentlich verkauft werden dürfen, geheime Trinklokale, in denen nur zuverlässige, feuchtfröhliche Bürger Aufnahme finden.

„Good luck“, ruft der Amerikaner, wenn er das Glas an den Mund setzt und seinem Nachbar zuwinkt; der Deutsche spricht in diesem Falle „Zur Gesundheit“ oder „Prosit“, doch scheint in der Neuzeit der Zuruf „Heil!“ Mode zu werden. Damit hat man, vielleicht unbewußt, wieder hergestellt, was schon vor mehr als tausend Jahren bei den Germanen Brauch war. Dies beweist ein Gedicht der lateinischen Anthologie, herausgegeben von Meyer (Bd. II, S. 70). Da sitzt ein römischer Dichter in der Gesellschaft vornehmer Goten, die sich lebhaft zutrinken und mit lauter Stimme Essen und Trinken (gotisch matjan) verlangen. Er wird aufgefordert, ein lateinisches Gedicht zum besten zu geben, aber inmitten des lärmenden Zechgelages will ihm das nicht recht gelingen. So hilft er sich mit folgenden Versen aus der Verlegenheit:

Inter hails goticum, skapei jam matjan jam dringkan
Non adetu quisquam dignos edicere versus,
Calliope trepidat madido se jungere Baccho.
Ne pedibus non stet ebria Musa suis.

Gellt mir das gotische „Heil!“ „Schafft Mus her und Trank!“ in die Ohren,
Fehlt mir der Mut — wer hätt ihn? — gediegene Verse zu fördern.
Bacchus, dem Schlemmer, entzieht sich Kalliope furchtsam. Wie gräulich.
Könnte die Muse, berauscht, nicht auf den Füßen mehr stehn!

„Heil!“ (gotisch hails) riefen sich alle jene germanischen Recken beim Vor- und Nachtrinken zu; so ist es ohne Frage wohlgetan, wenn die Nacheiferer ihrer Tüchtigkeit diesen schönen und treffenden Ausdruck wieder ins Leben einführen.

Der Wahrspruch der Turner lautet „Gut Heil!“ In demselben hat man jedoch ebensowenig einen Pleonasmus zu erblicken, wie in den früher häufig angewandten doppelten Verneinungen eine Bejahung; auch haben wir es hier nicht mit einer Verstärkung durch Wiederholung zu tun. Heil bedeutet nämlich im Altnordischen einfach Schicksal.

Die Druiden hießen die Eichenmistel „Gut Heil“. Nach einer in Prof. Sepp's Werk „Die Religion der alten Deutschen“ ent-

haltenen Notiz gehen in einigen Gegenden Deutschlands die Leute zur Adventszeit im Dorfe herum, schlagen mit Hämmern an Türen und Fenster und rufen dabei „Gut Heil!“ In Langenaltheim singen sie bei dieser Gelegenheit:

„Gut Heil!
Gebt mir ein Teil;
Glück ins Haus,
— heraus!“

Darauf werden ihnen Eßwaren gereicht. Für Trinken sagt der Amerikaner häufig, besonders wenn er an das Leeren eines Schnapsglases denkt, to take a horn“. Diese Redensart ist insofern alten Datums, als sie aus der Zeit stammt, da man aus Tierhörnern zu trinken pflegte.

F. Lienhard schreibt in seinem gemütreichen Werkchen „Wasgaufahrten“ (Berlin 1895): „Es hat Zeiten gegeben, da vergaßen die Kirchenfürsten ihr edles Amt derart, daß sie zu Vorsitzenden eines Zechervereins wurden. Bischof Johann von Manderscheid rief 1586 die berüchtigte „Hornbrüderschaft“ ins Leben. Wer sich dieses eigentümlichen Ordens würdig erweisen wollte, der mußte ein Horn voll Wein in einem Zuge leeren. Der Memoirenschreiber Herzog von Bassompierre bestand die Probe herzlich schlecht; fünf Tage lang lag er zu Zabern krank und zwei Jahre hindurch konnte er keinen Wein mehr riechen. Aber später trank auch er sich zu der verlangten Leistung empor. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat die Hornbrüderschaft geblüht und gezecht.“

Der Amerikaner, der sich beim Bezahlen der Zechschuld drückt oder andere für sich den Beutel ziehen läßt, heißt deadhead. Dieser Ausdruck entstammt dem Gebrauche gewisser Personen, besonders Journalisten, Freibillets für dramatische Vorstellungen zu gewähren, so daß also der Theaterunternehmer, wenn er unbemerkt sein Publikum überblickt, um sich eine Ansicht vom Zustande der Kasse zu bilden, gleich weiß, welche Personen kein Eintrittsgeld bezahlt hatten. Doch nicht nur im Theater und Konzertsaal, sondern auch auf Eisenbahnen und in Gasthäusern trifft man den nichtzahlenden, aber stets zuvorkommend bedienten amerikanischen deadhead an. Unter dem Zeitwort to deadhead versteht man die Kunst, sich überall kostenlos durchzunassauern.

Der letztgenannte Ausdruck ist folgenden Ursprungs: da das Herzogtum Nassau keine Universität besaß, so mußten die zum Studium berechtigten eine fremde Hochschule besuchen, wozu sie nicht immer die nötigen Mittel hatten. Doch die Regierung ließ für dieselben in Göttingen einen Freitisch einrichten und da derselbe bei günstiger Gelegenheit auch von nichtnassauischen Studenten benutzt wurde, so bildete sich bald das Zeitwort „nassauern“. Diese „Nassauer“ waren also alles andere, nur keine Hessennassauer.

Hat der Amerikaner zu viel getrunken, so ist er „intoxicated“, was, wenn wir auf die Etymologie dieses aus dem Griechischen stammenden Wortes zurückgehen, ursprünglich so viel hieß, wie von einem giftigen Pfeil getroffen sein.

Auch beim Niesen wird „Prosit“ gesagt. Die Juden sagen „K'asswuso“, d. h. zur Genesung. Wenn der Venetianiar, wie Ida v. Düringsfeld erzählt, morgens beim Aufstehen dreimal niest, so geht alles gut an dem Tage. Niest ein Kranker früh am Morgen, so wird er sicherlich nicht vor dem nächsten Tage sterben.

Die Griechen schrieben dem Niesen große Wichtigkeit zu. Ihr bei demselben gebrauchter Zuruf „Hilf Gott!“ hat sich bis heute erhalten. Die Entstehung des Niesens führen sie auf Prometheus zurück. Als derselbe nämlich einen Menschen aus Tonerde geformt hatte und ihm Leben einhauchen wollte, stahl er der Sonne ein Rohr voll Strahlen und hielt dasselbe seinem Bildwerke vor die Nase, worauf es zu niesen anfing. Dieses erste Lebenszeichen wurde von Prometheus freudig begrüßt und seit dieser Zeit wurde der Sage nach mit dem Niesen der Wunsch für die Erhaltung des Lebens verknüpft.

Aristoteles erzählt, daß die Ärzte oft versuchten, ihre Patienten zum Niesen zu bewegen, weil sie darin eine Erweckung der Lebenskraft erblickten. Überhaupt schien dieser Philosoph dem Niesen großen Wert beizulegen; wer nach der rechten Seite niest, sagt er, hat Glück; wohingegen das Niesen nach der linken Seite Unglück bringt.

Als Penelope den abwesenden Ulysses zur Bestrafung der Frechlinge herbeiruft, beniest dies Telemach zur Bekräftigung.

In der Anabasis wird erzählt, daß als Xenophon die Armee anredete, jemand in seiner Nähe nieste; dies betrachtete der Feld-

herr als gutes Omen und ließ daher Jupiter ein Opfer bringen, wobei die Soldaten einen Päan sangen.

Doch nicht immer betrachteten die Griechen das Niesen als glückliche Vorbedeutung. Plinius warf die Frage auf, weshalb man dem Niesenden Glück wünsche.

Die Schottländer sagen das Wetter aus dem Niesen voraus und die baltischen Fischer und Seeleute huldigen dem Glauben, daß Niesen auf Weihnachten unfehlbar Glück bringe. Nach der Ansicht der Schottländer steht ein Kind so lange unter dem verderblichen Einfluß der Feen, bis es geniest hat.

Als zur Zeit Gregors des Großen (6. Jahrhundert) zahlreiche Leute erkrankten, wußte man, daß jeder, sobald er nieste, dem Tode verfallen war; man sagte daher dabei stets: „Hilf Gott!" oder „Hilf Jesu!"

Als Buddha eines Tages beim Predigen nieste, riefen seine Zuhörer: „Gesegnet sei der Herr!" Darauf fragte er, weshalb sie dieses sagten und ob sie wohl glaubten, daß er dadurch wohl länger leben oder früher sterben werde. Als sie dieses verneinten, verbot er jenen Wunsch beim Niesen; da dies jedoch seinen Anhängern nicht zu gefallen schien, so widerrief er später diesen Befehl.

Nach einer talmudischen Tradition ist der Ursprung des Glückwunsches beim Niesen auf den Erzvater Jakob zurückzuführen. Vor ihm starben nämlich die Leute nicht an Krankheiten, sondern sie niesten einmal und dann waren sie tot. Jakob betete nun um Abschaffung dieses schnellen Todes und sein Wunsch wurde ihm unter der Bedingung gewährt, daß von nun an alle Nationen beim Niesen „Gott helfe dir!" sagen sollten.

Als Elias einst ein Kind vom Tode erweckte, nieste dieses zum Zeichen des wiederkehrenden Lebens siebenmal.

Der heilige Augustinus berichtet, daß die Alten, nachdem sie morgens beim Anziehen der Schuhe geniest, gleich wieder ins Bett eilten und günstigere Vorbedeutungen abwarteten.

Wenn ein Hindu beim Verrichten seiner Andacht im Ganges niest, berührt er Nase, Kinn und Wangen mit den Fingern und fängt sein Gebet aufs neue an.

Ein englischer Arzt des 17. Jahrhunderts pflegte zu sagen, daß der Kranke, der zweimal hintereinander niese, aus dem Hospitale entlassen werden könne.

Wenn bei einigen Völkern jemand nach dem Mittagessen nieste, so wurde ihm gleich ein gefüllter Teller gebracht, damit er durch nochmaliges Essen das ihm drohende Unheil abwehre.

Als 1524 de Soto in Florida mit einem Kaziken unterhandelte, nieste derselbe; darauf riefen ihm seine Leute zu: „Möge die Sonne dich behüten, dich bescheinen, dich verteidigen und dich segnen!"

In einem italienischen Kinderbuche von 1553 heißt es: „Grüße jeden, der niest, und bedanke dich bei jedem, der dir beim Niesen Gutes wünscht."

Die alten Römer pflegten beim Niesen „Salve!" zu sagen; die neueren sagen „Felicita!" Einige bedienen sich auch des Ausdruckes „Figli maschi", d. h. mögest du Söhne haben.

Der Irländer ruft beim Niesen „God bless your honor!"

In Davonshire sagt man:

„Sneeze on Sunday morning fasting,
You'll enjoy your own true love everlasting."

Der nachfolgende, ursprünglich aus Lancashire stammende Vers hat sich allmählich über ganz England und Amerika verbreitet:

„Sneeze on Monday, you sneeze for danger;
Sneeze on Tuesday, you kiss a stranger;
Sneeze on Wednesday, you sneeze for a letter;
Sneeze on Thursday for something better;
Sneeze on Friday, you'll sneeze for sorrow;
Sneeze on Saturday, your sweetheart to-morrow;
Sneeze on Sunday, your safety seek;
The devil will have you the rest of the week."

Ein altes Erbauungsbuch der Puritaner trug folgenden Titel: „The spiritual Mustard Pot, to make the soul sneeze with devotion."

In Pennsylvanien glaubt man, daß ein fremder Mann käme, wenn man dreimal vor dem Frühstück niest. Wer aber dort vor dem Frühstück singt, wird vor dem Abendessen weinen. Unzeitgemäßes und ungeziemliches Handeln hat überhaupt Unglück im Gefolge, wie auch der amerikanische Vers

„Whistling girls and crowing hens
Always come to some bad ends"

anzeigt.

Wer an einem Sonntag beim Frühstück niest, wird im Laufe derselben Woche einem Begräbnis beiwohnen, ist ein in Amerika viel verbreiteter Aberglaube.*)

Wenn die Indianer am Kap Flattery niesen, beten sie zu ihrem Gotte Chabatta Hatartstle, sie nicht zu töten, denn sie befürchten, daß ihnen der Kopf dabei fortfliegt.

In einigen Gegenden Englands sagen die Knaben beim Niesen:

„Julius Caesar made a law,
Augustus Caesar signed it,
That every one that made a sneeze
Should run away and find it.“

Nach Catull soll das Niesen Amors beim Anblick eines Liebespaares demselben Glück bringen.

Die holde Acme hielt entzückt
Septimius in seinem Arm:
„Lieb' ich dich, meine Acme, nicht
Wie heut' in Ewigkeit so warm,
Dann stürze mir im Inderland,
In Lybiens heißem Wüstensand
Der grimme Leu entgegen.“
Gott Amor, der den Schwur verstand,
Er nieste laut zur rechten Hand.
Das war Gott Amors Segen.

Und Acme neigte mild ihr Haupt,
Es küßt ihr holder Purpurmund
Des trunknen Knaben Augenpaar:
„Ich bleib' dir treu zu jeder Stund',
Septimius, meines Lebens Lust,
So wahr die Flammen in der Brust
Mir rasch das Blut bewegen.“

---

*) Wenn ein Kind niest, sagt die Mutter zu ihm („Spiele und Reime der Kinder in Österreich“ von Th. Vernalecken und Fr. Branky):

„Helf dir Gott ins Semmelkörbl,
Hast nit weit zum Becken!
In dem Körberl liegt a Wecken
Und a Kipferl a.“

Gott Amor, der den Schwur verstand,
Er nieste laut zur rechten Hand.
Das war Gott Amors Segen.

Mit diesem Siegeszeichen kam
Das schönste beiderseit'ge Glück.
Septimius weist Britanniens
Und Syriens Schätze stolz zurück,
Um Acme, um die treue Maid;
Ihr schlägt in höchster Seligkeit
Das Herz dem Freund entgegen.
Wer hat je Liebende erblickt
Durch solche Seligkeit beglückt,
Beglückt durch solchen Segen?

(Übersetzt von R. Westphal.)

Doch nun zu einem anderen Thema. Wenn die jungen Leute in die Jahre kommen, daß sie den ersten Satz in Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“ zu würdigen verstehen und es ihnen weder in der Kneipe*) noch im elterlichen Hause mehr gefällt, dann sehnen sie sich danach, als husband oder als „Hauszusammenbinder“ aufzutreten und gehen auf die Suche nach einem housewife (schottisch hussif) oder einer „Hausweberin“. Dieselbe muß natürlich eine beldam sein, aber eine im ursprünglichen (belle dame) und nicht im heutigen Sinne des Wortes, denn jetzt bedeutet es so viel wie eine verrunzelte Schachtel.

Junge verliebte Leute, die ihren Seelenzustand nicht verbergen können, oder die sich auch aus irgend einen anderen Grunde närrisch anstellen, werden im englischen spooney genannt.

In einigen Gegenden der Vereinigten Staaten gehören die sogenannten spooning parties, auf welchen mit Verliebten allerlei Spott getrieben wird, zu den bevorzugtesten Abendunterhaltungen der jungen Leute beiderlei Geschlechts. Die zu einer solchen eingeladenen Gäste werden ersucht, männlich oder weiblich bekleidete Löffel mitzubringen, die dann von einem bestimmten Komitee nach gewissen

---

**) Das Wort Kneipe ist aus dem vulgär-lateinischen Ausdruck canabae oder canapae entstanden. Im Italienischen ist daraus canova (Weinkeller) geworden.

Merkmalen gepaart und dann verteilt werden, worauf die auf diese Weise zusammengeführten Damen und Herren sich für den Abend Gesellschaft leisten müssen.*)

Früher hielt man in einigen westlichen Staaten zu ähnlichem Zwecke sogenannte Calico-Bälle ab. Jede Dame mußte dabei in einem Kattunkleide erscheinen und eine aus dem Stoffe desselben zusammen genähte Halsbinde mitbringen. Diese Binden wurden dann verlost und dadurch die Paare für den Abend bestimmt.

Vom Verlieben bis zur Hochzeit ist in Amerika nur ein kurzer Schritt. Man verheiratet sich schnell und bereut es in Muße; „marry in haste and repent in leisure" lautet das darauf bezügliche Sprichwort. Allein jede Regel hat bekanntlich ihre Ausnahme. Wenn der Mann nur stets über das nötige Kleingeld verfügt, so ist schon der Grundstein zum häuslichen Glücke gelegt.

Da der Amerikaner mit der Verleihung hochtrabender Titel gewöhnlich sehr liberal ist, so nennt er seinen Erstgeborenen meistens prince; derselbe ist nun auch insofern der Fürst des Hauses, als Vater und Mutter willig nach seiner Pfeife tanzen und nichts Edleres kennen, als sich in seine Launen geduldig zu fügen. Er wächst auf, spielt, erbaut sich an den Reimen der Mutter Goose, wirft Fensterscheiben ein und ergibt sich heimlich dem Zigarettenrauchen. Da er sicherlich einmal ein prominentes Mitglied des Kongresses

---

*) Die Studenten des Harvard College verehrten früher dem größten Esser einen hölzernen Löffel; heute hingegen wird der populärste Student mit einem solchen Geschenk bedacht und der „wooden spoonman" ist nicht wenig stolz darauf. — Unter spoon (angelsächsisch spon, deutsch Spahn) verstand man ursprünglich ein Stück Holz, mit dem man Flüssigkeiten zum Munde führte.

Den Ausdruck „Löffelgarde" erklärt H. Schrader („Bilderschmuck der deutschen Sprache") wie folgt: „Man sagt, die sansculottischen Soldaten der ersten französischen Republik hätten einen Löffel am Czako getragen. Gewiß ist, daß auch deutsche Soldaten früher einen Löffel am Bandelier trugen. Wenn nun das Volk diese Löffelträger mit Garde, also mit dem Namen der auserlesenen Mannschaft des Heeres bezeichnet, so kann dies nur spöttisch gemeint sein."

Die spanischen Bettelstudenten trugen einen Löffel am Hute, denn in den Klöstern reichte man ihnen wohl einen mit Speisen gefüllten Teller, aber keinen Löffel dazu. Siehe darüber Longfellows „Prose Works" vol. I, p. 231. Boston 1866.

wird, so sucht er seiner Stimme dadurch bei Zeiten die nötige Geschmeidigkeit zu verleihen, daß er sich im Schnellsprechen schwieriger Alliterationen übt. Von denselben habe ich mir folgende Sammlung angelegt.

Six thick thistle sticks.

Flesh of freshly fried flying fish.

The sea ceaseth, and it sufficeth us.

High roller, low roller, lower roller.

A box of mixed biscuits, a mixed biscuit box.

Strict strong Stephen Stringer snared slickly six sickly silky snakes.

Swan swam over the sea. Swim, swan, swim. Swan swam back again, well swum swan.

It is a shame, Sam. These are the same, Sam. 'Tis all a sham, Sam, and a shame it is to sham so, Sam,

A glowing gleam glowing green.

The bleak breeze blighted the bright broom blossoms.

Susan shineth shoes and socks. Socks and shoes shines Susan. She ceaseth shining shoes and socks, for shoes and socks shock Susan.

Robert Rowley rolled a round roll round. A round roll Robert Rowley rolled round. Where rolled the round roll Robert Rowley rolled round?

Oliver Oglethorp ogled an owl and oyster. Did Oliver Oglethorp ogle an owl and oyster? If Oliver Oglethorp ogled an owl and oyster, where are the owl and oyster Oliver Oglethorp ogled?

Hobbs meets Snobbs and Nobbs. Hobbs hobs to Snobbs and Nobbs. Hobbs nobs with Snobbs and robs Nobbs' fob. „That is," says Nobbs, „the worse for Hobbs' jobs", and Snobbs sobs.

Sammy Shoesmith saw a shrieking songster. Did Sammy Shoesmith see a shrieking songster? If Sammy Soesmith saw a shrieking songster, where's the shrieking songster Sammy Shoesmith saw?

I went into the garden to gather some blades, and there I saw two sweet, pretty babes. „Ah, babes, is that you, babes, braiding of blades, babes? If you braid any blades at all, babes, braid broad blades, babes, or braid no blades at all, babes."

Auch das Aufsuchen von Wörtern, die vor- oder rückwärts gelesen, dasselbe ergeben, macht manchen Kindern große Freude. Nachstehend einige Beispiele.

Adda, Anna, bab, bib, bob, bub, civic, dad, deed, deified, devived, dewed, did, dood, ecce, eve, ewe, eye, gog, gig, gag, level, madam, Maram, noon, non, Otto, pap, peep, pip, pop, pup, redder, refer, repaper, reviver, rotator, sees, selles, sexes, shahs, sis, siris, semes, stellets, tat, tenet, tit, toot, tot, tut, waw and welew.

Geht der Junge zur Schule, so wird er zum Leidwesen einiger Philister, nach deren Ansicht sich der Schulunterricht nur auf die berühmten drei R ('reading, 'riting, 'rithmetic) zu beschränken hat, oft gezwungen, an sogenannten fads, wozu Singen, Turnen, Zeichnen und Modellieren gehören, teilzunehmen. Trotzdem sich das Wort fad erst neuerdings eingebürgert hat, so ist es doch älteren Datums und man begegnet ihm häufig in den Dialekten Englands, so z. B. in dem in Warwickshire gebräuchlichen. Das davon abgeleitete Eigenschaftswort heißt faddy, was launisch oder leichtsinnig bedeutet; besonders wird eine Person faddy genannt, die schwer zu befriedigen ist.

Gewinnt nun der Junge weder den regelmäßigen noch den ornamentalen Lehrfächern Geschmack ab, so schwänzt er einfach die Schule oder, wie man in Indiana sagt, „he plays hoocky“. Unter hoocky versteht man nämlich einen früher beim Ballspiel gebrauchten starken Stock, der oben und unten gebogen war.

Dadurch wird natürlich nichts gelernt; doch darum bekümmert sich der amerikanische Junge nicht, steht ihm doch die ganze Welt offen und hat er längst in den Tageszeitungen gelesen, daß selbst in den größten Städten seines Landes der allerdümmste Mensch wenigstens Alderman werden und sich durch einen erfolgreichen boodle im Handumdrehen zum reichen Mann machen kann. Genanntes Wort, welches erst durch eine neuliche Verschacherung des Wegerechtes an eine städtische Straßenbahngesellschaft durch New Yorker Aldermänner allgemeinen Gebrauch erlangt hat, ist schottischen Ursprungs, doch im schottischen Dialekte versteht man unter bodle die allerkleinste Kupfermünze; beim amerikanischen boodle aber handelt es sich manchmal um Millionen, die unter die Verschworenen verteilt werden. Die Verbindung der letzteren wird nach dem Vorgang Duffy's, des dümmsten und ehrlosesten aller New Yorker Aldermänner, jetzt combine genannt.

Glückt es nun dem Amerikaner nicht, eine einträgliche politische Stellung zu ergattern, nun, so wird er einfach Mitglied des „dritten

Hauses“ einer Staatslegislatur und bietet als Lobbyist*) einer Eisenbahn oder einem anderen Monopol seine Dienste an, die darin bestehen, daß er im Interesse seiner Auftraggeber und mit deren Geld die Legislatoren besticht. Zu verzweifeln braucht er also nicht.

Erkennt eine Partei seine wertvollen Dienste nicht an, so kehrt er derselben den Rücken und wird mugwump. So wurden besonders die Republikaner genannt, die infolge ihrer Freihandelsschwärmerei 1884 ihrer alten Partei den Rücken kehrten und für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten stimmten. Die Etymologie dieses Wortes ist bis jetzt noch nicht festgestellt worden. So viel sei jedoch hier bemerkt, daß es sich schon in John Eliot's indianischer Bibelübersetzung findet; dort ist es mugquomp geschrieben und bedeutet nach dem früher in der Bucht von Massachusetts gesprochenen Algonquin-Dialekt Häuptling oder Heerführer.

Doch die politische Korruption New Yorks hat noch zu mehreren anderen Wörtern, die sich allerdings nur kurzen Lebens erfreuten, Veranlassung gegeben. Als dort die Schmach- und Schandwirtschaft Tammany Halls durch das energische Vorgehen des Geistlichen Parkhurst endlich soweit aufgedeckt worden war, daß man zur gesetzlichen Bestrafung der Mitglieder jener Schwindelbande schreiten konnte, entstand der Ausdruck parkhursting, worunter man die rücksichtslose Untersuchung der Verwaltung öffentlicher Ämter verstand. In ähnlichem Sinne brauchte man damals auch das Zeitwort to goff, wofür der Untersuchungsrichter Goff verantwortlich war.

Auch das Wort Pantata kam damals zum Vorschein. Dasselbe ist böhmischen Ursprungs und besteht aus den Wörtern pan (Herr) und tata (kleiner Vater). Die böhmischen Wirte New Yorks nannten nämlich die Polizeibeamten Pantata, die sie wegen Übertretungen der Licenzgesetze bestechen mußten.

Der Amerikaner kann ein villain werden, ohne daß er ein Dorf (village) oder einen Landsitz (villa) bewohnt; ebenso auch ein ragamufin, d. h. ein schurkischer, verlumpter Kerl. Im altenglischen Gedicht „Piers Ploughman“ versteht man darunter einen Höllenteufel. Gonof oder gnof wie Chaucer, oder gonoph wie Dickens schreibt, ist ein hebräisches, im Englischen nur selten gebrauchtes

*) Lobby hängt mit dem deutschen Worte Laube zusammen.

Wort, das „Dieb" bedeutet. Wie man sagt, wurde es dadurch in England bekannt, daß die dortigen Juden, wenn sie die ihnen auferlegten übermäßigen Steuern entrichteten, „gonof" sagten und damit natürlich den Steuereinnehmer, der nicht mit sich handeln ließ, meinten.

Das Wort Yankee, womit man in Europa alle Amerikaner, in den Vereinigten Staaten jedoch nur die Bewohner Neuenglands bezeichnet, ist fraglichen Ursprungs. Nach Dr. William Gordon, einem der ersten, der eine Geschichte des Unabhängigkeitskrieges schrieb, wurde dieses Wort schon anfangs des 18. Jahrhunderts in den östlichen Städten zur Bezeichnung der außerordentlichen Güte eines Gegenstandes gebraucht, wie z. B. a yankee good wagon, yankee good weather usw. Der Engländer Auburry leitet es von dem tscherokesischen Worte cankke ab; dasselbe bedeutet Sklave oder Feigling und diente vielfach zur Bezeichnung der Kolonisten Virginiens. Ein Ehrenname ist Yankee auch heute nicht, denn man versteht darunter einen schlauen, mit allen Hunden gehetzten Amerikaner, der jeden übervorteilen und sich unter allen Umständen bereichern will.

Auch der Ursprung des amerikanischen Nationalliedes ist trotz allen Nachforschungen bis heute noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Und doch ist dieser Gassenhauer nicht viel älter als hundert Jahre. Die älteste Version lautet:

„Father and I went down to camp,
Along with Captain Gooding;
And there we saw the boys and gals
As thick as hasty pudding."

„Cornstalks twist your hair,
Cart wheels roll around ye,
Fiery dragon carry you off
Mortar pestle pound ye."

„Yankee Doodle be a man,
Yankee Doodle dandy,
Yankee Doodle kiss the girls
Sweet as 'lasses candy."

Außer diesen hört man auch noch folgende Verse:

„Yankee Doodle came to town,
On a little pony,
He stuck a feather in his cap,
And called him Macaroni.“

„And there was Captain Washington,
And gentlefolks about him;
They say he's grown so 'farnal pound,
He will not ride without 'em.“

Folgende Übersetzung des Yankee Doodle, entstammt der Feder des talentvollen deutsch-amerikanischen Dichters E. A. Zündt („Lyrische und dramatische Dichtungen“ St. Louis 1871).

Zum Spott dereinst wohl durftet ihr
Uns Yankee-Schlingel nennen;
Heut' aber ziehn zum Siege wir,
Ihr sollt das Liedchen kennen!

Yankee-Schlingel, ha, ha, ha!
Yankee Doodle dandy!
Wie der Rotrock Reißaus nahm,
Beim Yankee Doodle dandy!

Wer ficht, der spielt nicht Federball,
Doch soll, was muß, geschehen;
Fest wird bei Yankee Doodle's Schall
Der Yankee-Bursche stehen.

Yankee-Schlingel, ha, ha, ha!
Yankee Doodle dandy!
„Vorwärts!“ ruft der Kapitän
Beim Yankee Doodle dandy.

Der Länderdieb komm' übers Meer,
Wir wollen's bald ihm zeigen!
Frisch, Yankee-Burschen, kommt nun her,
Laßt ihm nach Hause geigen.

Yankee-Schlingel, ha, ha, ha!
Yankee Doodle dandy;
Yankee-Büchse singt den Baß
Zum Yankee Doodle dandy.

Was, wie der Yankee Doodle, kann,
Die Vorzeit uns verjüngen?
Zum Lied, das einer erst begann,
Millionen Chorus singen.

Yankee-Schlingel, ha, ha, ha!
Yankee Doodle dandy!
Rollen wird ums Erdenrund
Der Yankee Doodle dandy.

Denn, Yankee Doodle, nicht allein
Dies Festland soll es wittern;
Sollst überall willkommen sein,
Und jeder Fürst soll zittern.

Yankee-Schlingel, ha, ha, ha!
Yankee Doodle dandy!
Freiheit ist der Quell vom Lied
Des Yankee Doodle dandy.*)

---

*) Nach George Moore's Forschungen ist „Yankee“ ein Spottwort, dessen sich zuerst die holländischen Ansiedler bedienten, um ihrer Abneigung gegen ihre englischen Rivalen Ausdruck zu geben. Die erste öffentliche Anwendung des Ausdruckes fällt, wie er entdeckte, in das Jahr 1725, als der Verkauf der Effekten eines Herrn in Morpeth angezeigt wurde und dieselben „einen Neger Namens Yankee“ umfaßten. Die Melodie „Yankee Doodle“ kam bei den Amerikanern in Amerika erst nach dem Revolutionskriege auf, doch wurde sie von den Kapellen der britischen Truppen während des Krieges oft gespielt. Bei der Übergabe von Yorktown wurde die Melodie häufig gespielt, um die besiegten britischen Soldaten zu ärgern. Später wurde sie in ganz Amerika populär als ein Triumphlied. Siehe ferner p. 208 J. Brooks, „Olden-Time Music“, Boston 1888. Ein von dem Pennsylvanier S. S. Haldeman mitgeteilter, scheinbar zum Yankee-Doodle gehörender Vers lautet:

„Baughnaugh claughnauh all the weck,
Sour milk on Sunday,
Pretty girls on Saturday night,
And go to work on Monday.“

Die beiden unterstrichenen Wörter lauten bei Ben Jonson und Dryden Bonny Clabber und bedeuten Dickmilch.

* * *

Jedes Ding in der Welt hat seine Geschichte, so auch das Wort. Wie oft junge Taugenichtse von achtbaren, und tüchtige Kinder von lasterhaften Eltern abstammen, so sehen wir auch, daß im Laufe der Zeit zahlreiche Wörter ihre ursprüngliche Bedeutung verloren und dafür eine derselben diametral entgegengesetzte angenommen haben.

Das Wort „schlecht“ bedeutete früher gut und wird in diesem Sinne in dem Katechismus Luthers sowie in der Redensart „schlecht und gerecht“ gebraucht. Hier steht es natürlich für das heutige schlicht oder einfach. Das englische silly und das deutsche selig haben einen und denselben Ursprung; die ersten Christen wurden nämlich deshalb silly genannt, weil man sie infolge ihrer Harmlosigkeit, Frömmigkeit und Vertrauensseligkeit leicht betrügen konnte.

Salair, das lateinische salarium, bedeutete ursprünglich Salzgeld; es bildete einen Teil der Löhnung, welche die römischen Soldaten zur Anschaffung des Salzes erhielten. Dem Salz wurde, beiläufig gesagt, in früheren Zeiten hoher Wert beigemessen; schon Moses befahl, daß es bei allen Opfern gebraucht werde. Wer einem Fremden Salz vorstellte, erklärte ihn für seinen Freund; wer Salz verschüttete, brachte Unheil über sich. Unter Sal andaluza verstehen die Spanier eine geistreiche Bemerkung.

Das lateinische Wort hostis bedeutet Fremder oder Feind; im Deutschen ist es zu Gast, also gerade zum Gegenteil der letztgenannten Bedeutung geworden, denn die dem Fremden gegenüber kultivierte Gastfreundschaft galt, wie auch Tacitus erwähnt, als eine der Haupttugenden der alten Deutschen. Das englische Wort host bedeutet Gastgeber.

Das Wort redlich ist von reden abgeleitet und bedeutete früher verständig, wie dann auch das Substantiv Rede mit dem lateinischen ratio etymologisch verwandt ist.

Der Mönch, der sich heute in eine Kutte kleidet, denkt nicht daran, daß der Name dieses Kleidungsstückes dem lateinischen cutis entnommen ist und daß es früher eine der Umhüllung des Körpers dienende Tierhaut bedeutete. Darauf bezieht sich auch das lateinische Sprichwort „Ego te intus et in cute novi“, d. h. ich kenne dich in- und auswendig.

Danken hängt mit Denken zusammen, denn nur derjenige, der

sich einer Wohltat erinnert, wird dafür den erwarteten Dank abstatten.

Einen nutzlosen Menschen nennt man in Amerika zuweilen Stoughton bottle. Dieser Ausdruck hat folgenden Ursprung: Vor ungefähr 60 oder 70 Jahren wurde in den Vereinigten Staaten von einem gewissen Stoughton eine Tunke oder Sauce fabriziert, die ihrer Güte wegen von vielen Familien gebraucht wurde. Mit der Zeit lieferte der genannte jedoch ein so schlechtes Fabrikat, daß es niemand mehr begehrte und daß allmählich Stoughton bottle zum Schimpfnamen für einen nutzlosen und faulen Menschen wurde, den der Old Harry oder Teufel holen konnte. Diese Bezeichnung für den Höllenführsten soll übrigens früher old hairy, der haarige Alte, gelautet haben; unwahrscheinlich ist dies schon deshalb nicht, weil er durch diese Bekleidung, sowie durch seinen gespaltenen Huf, weshalb er im Englischen zuweilen auch splitfoot heißt, seine historische Verwandtschaft mit den alten Satyrn dokumentiert. Die Kurhessen, sowie die Bewohner des preußischen Lahntales nennen den Teufel Deiphenker, was Vilmar als Diebshenker erklärt.

Schnaps wird im Englischen scherzweise bottled snakes genannt und dadurch ausgedrückt, daß derjenige, der zu viel trinkt, leicht Schlangen sieht, d. h. dem Delirium verfällt. Wer betrunken ist, hat snakes in his boots; letztere Redensart dürfte auch auf die viel verbreitete Ansicht, daß Schnapstrinken gegen den Biß der Klapperschlangen schützt, zurückzuführen sein.

„Vom Regen in die Traufe“ wird im Englischen durch from the frying-pan into the fire oder durch from bad to worse aus gedrückt.

Taschendiebe nannte man ehemals Beutelschneider, deshalb nämlich, weil die Leute früher ihr Geld in ledernen, am Gürtel hängenden Taschen trugen, die dann bei günstiger Gelegenheit von leichtfingerigen Gesellen abgeschnitten wurden.

Von einem stehlenden Neger sagt man in Amerika, er habe Molasses an den Fingern, d. h. alles, was er damit anrühre, bleibe daran hängen. Sonst aber stehen die Neger im Geruche außerordentlicher Frömmigkeit und viele ihrer selbstgedichteten Lieder behandeln vorzugsweise religiöse Themen. In denselben, gewöhnlich spirituals genannt, werden ohne Gefährdung der Andacht die pro-

fansten Dinge ruhig mit den allerheiligsten in Verbindung gebracht; hat nur ein solches Lied einen Refrain, den jeder mitschreien kann, so genügt es vollständig seinem Zwecke.

Im Staate Indiana sagt man gewöhnlich howday für how do you do; die Neger machen daraus huddy. So fängt z. B. eins ihrer religiösen Lieder an „Tell me, Jesus, huddy, huddy?"

Im allgemeinen gebrauchen jedoch die Neger mit besonderer Vorliebe hochtrabende Redensarten und wenden dieselben natürlich oft ebenso verkehrt an, wie deutsche Bauern die gelegentlich aufgeschnappten Fremdwörter. Wenn sie wissen wollen, wie man die Sommerhitze ertrage, so fragen sie: „How does your corporosity sagatiate in the inclemency of the climate?" Das unterstrichene Zeitwort, das selbst der neueste Webster nicht kennt, kommt mehrfach in den Erzählungen des „Onkel Remus" von Harris vor; dort wird es sagashuate geschrieben und meint bei guter Gesundheit sein. Ob es mit dem lateinischen sagax zusammenhängt, ist, trotzdem sich hier leicht eine Ideenverbindung auffinden ließe, zweifelhaft. Oder ist sagatiate eine Entstellung des Zeitwortes saginate, was Fett machen oder nudeln bedeutet?

Das nicht nur von Negern, sondern auch von den weißen Bewohnern der Seeküste von Maine häufig gebrauchte Wort pixilated oder pixyled (verwirrt) hängt mit dem altenglischen Pixie (Fee) zusammen. Die Verwandtschaft mit Puck ergibt sich von selbst.

In Nordkarolina tragen die Neger einen sogenannten Jack, der ähnlich wie der Medicinsack der Algonquins gegen alles Ungemach schützen soll. Der Neger, der an ein solches Amulet nicht glaubt, würde es jedoch unter keiner Bedingung anrühren. Der Jack besteht aus einer kleinen Zinnbüchse, worin sich ein Schlangenkopf, ein Skorpion, ein Stück Eisen, ein rostiger Schlüssel, eine Spule Hexengarn und eine Unze Salz befindet. Der Neger, der im Besitze einer solchen Zauberbüchse ist, kann seinen Feind zu jeder Zeit behexen und ihn ins Unglück stürzen.

Einige im amerikanischen Verkehre viel gebrauchte Ausdrücke haben schon mehfach den Spott der Engländer herausgefordert; dieselben sind jedoch meistenteils echt englisch, werden aber im Mutterlande nicht mehr angewandt. Der Engländer lacht, wenn der Amerikaner statt I presume, I guess sagt, denn er hält diese

Phrase für eine Yankee-Erfindung. I guess ist jedoch gutes Englisch, das von Chaucer und Shakespeare gebraucht wurde und sich im täglichen Verkehr bis zum 17. Jahrhundert erhielt.

Auch an dem Worte fall für autumn nehmen die Engländer, trotzdem es doch einen verständlichen Gegensatz zu spring (Frühling) bildet, Anstoß und scheinen dabei zu vergessen, daß es stets von den bedeutendsten Dichtern angewandt wird.

Der Amerikaner sagt sick, wo der Engländer ill gebraucht. Erstgenanntes Wort ist das deutsche siech und das letztgenannte hängt mit dem englischen evil und dem deutschen Übel zusammen. Derjenige, den die Engländer plain finden, ist in Amerika homely. Auch das Wort slick hält der Engländer für amerikanischen Ursprungs, trotzdem es Schriftsteller wie Chapman, Thos. Brown und Fuller vielfach gebrauchten. Häufig wird es auch sleek geschrieben; es meint aalglatt oder verschmitzt und ist mit dem Zeitworte schleichen etymologisch verwandt.

„As sharpe as a tag“ sagen die amerikanischen Studenten von einem Kameraden, der sich durch seine Klugheit auszeichnet.

Das Wort baffled, welches jetzt verspottet oder hintergangen bedeutet, wurde früher nur in bezug auf degradierte Ritter gebraucht. A baffled knight war ein Ritter, der durch gemeines Betragen die Rechte seines Standes verwirkt hatte, und dem in öffentlicher Versammlung die Kleider zerrissen, die Waffen zerbrochen, die Steigbügel abgeschnitten worden waren und dem man außerdem den Federschmuck vom Hute gezerrt hatte. Derjenige Ritter hingegen, dem öffentlich eine Feder an den Hut gesteckt wurde, ging schnell seinem Glücke entgegen.

Die in England und auch in Amerika viel gebrauchte Redensart to put a feather in his cap ist nach einer aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammenden und im britischen Museum zu London aufbewahrten Beschreibung Ungarns auf den Gebrauch zurückzuführen, nach welchem sich nur der Magyar eine Feder an den Hut stecken durfte, der einen Türken erschlagen hatte. Je mehr Federn nun ein solcher Held trug, desto größeren Einflusses erfreute er sich.

Fine feathers make fine birds, sagt der Engländer für das deutsche Sprichwort: Kleider machen Leute. Die Redensart, jemand

einen Floh ins Ohr setzen, findet sich bei verschiedenen Nationen. Im Englischen heißt sie „to put a flea into his ear“ und im Französischen „on lui a mis la puce à l'oreille.“ Gewöhnlich versteht man darunter, jemand scharf tadeln oder ihm eine unangenehme Nachricht bringen. „Einem die Flöhe abkehren“, meint, jemand so gründlich durchbläuen, daß die Flöhe das Weite suchen.

Um einen starken Regenguß zu bezeichnen, sagt man im englischen zuweilen it rains cats and dogs. Die Leipziger lassen in diesem Falle Schusterjungen und die Hessen Mühlsteine regnen. Wenn es schneit, so sagen letztere: Bäcker und Müller schlagen sich, wobei sie sich den aus ihren Kleidern fliegenden Mehlstaub als Schnee vorstellen.

Daß es schon einmal Fische geregnet hat, dürfte nicht überall bekannt sein. Ein solcher Regen fand vor einigen Jahren zu Kushequa, einem kleinen Dorfe bei Bradford in Pennsylvanien statt. Als dasselbe nämlich nebst den umliegenden Wäldern durch Feuer zerstört wurde, beteten die hungrigen, obdachlosen Ansiedler inbrünstig um Regen, der sich dann auch bald einstellte, aber nicht nur Wasser, sondern auch zahllose Fische brachte, von denen einige zehn Zoll lang waren. Als diese nun auf die glimmenden Kohlen fielen, waren sie bald gebraten, so daß sie die Leute, die darin ein Zeichen Gottes erblickten, nur aufzuheben und zu verzehren brauchten.

To take the cake ist eine Redensart, die unter den Negern des Südens entstanden zu sein scheint, denn dort hatte man früher sogenannte Küchenparaden, bei welchen derjenige den als Preis ausgesetzten Kuchen erhielt, der eine gewisse Strecke in der geringsten Zeit zurückgelegt hatte. In einigen Plätzen des Südens soll dieser Gebrauch übrigens noch jetzt existieren.

Will man jemanden zur größten Eile antreiben, so sagt man in Amerika hurry up the cakes. Der Yankee kann nämlich die für sein Frühstück bestimmten Kuchen nie warm genug bekommen.

Die Redensart to face the music, Farbe bekennen oder die Rechnung bezahlen, soll nach dem Novellisten Cooper auf Schauspieler zurückzuführen sein, die sich infolge nervöser Aufregung fürchteten, den Musikanten in das Gesicht zu sehen oder mit anderen Worten die Bühne zu betreten. Andere behaupten hingegen, jene Redensart sei militärischen Ursprungs und besage, daß sich die

Miliz auf ein bestimmtes Zeichen in Marschordnung der Musik gegenüber zu stellen habe.

Die Phrase „das blutige Hemd schwingen“, welche von politischen Stumpfrednern häufig zur Verherrlichung des Verhaltens der Republikaner während des Bürgerkrieges gebraucht wird, soll von den Italienern in New Orleans stammen und durch die Sitte der Korsikaner entstanden sein, das blutige Hemd eines Ermordeten beim Begräbnisse desselben zu zeigen, um dadurch zur Rache der Freveltat anzuspornen.

Die Phrase „The devil take the hindmost“ hat ihren Ursprung in einer spanischen Sage, nach welcher der Teufel eine Schule zur Erlernung der Zauberei in Toledo gegründet und sich dabei ausbedungen hatte, daß er nach Schluß eines jeden Semesters den Studenten erhalten sollte, der bei dem alsdann zu veranstaltenden Wettlauf zurückblieb. Diesen Studenten aber zerriß er nicht etwa, sondern weihte ihn in die geheimsten und wirksamsten Zauberkünste ein, so daß er späterhin ein viel gesuchter und reicher Mann wurde.

Wünscht ein Amerikaner einen guten Freund zum Teufel, so sagt er zu ihm: „Go to the dickens!“ Das letzte Wort hat natürlich mit dem Namen des englischen Novellisten nicht das geringste zu tun, sondern es ist einfach eine Änderung von devilkins (schottisch daikins, kleine Teufel).

If you do not like it, you may, lump it, sagt man zu einem, auf den man wenig Rücksicht nimmt und auf dessen Urteil man wenig Wert legt. In Devonshire sagt man in diesem Falle: „if you do not like it, sit in the sulks“, d. h. wenn es dir nicht gefällt, so sei übler Laune. Lumps und sulks meinten hier dasselbe; lumpish wird jetzt aber meistens im Sinne von sonderbar, unansehnlich und abstoßend gebraucht.

Will der Engländer einen Menschen Vorsicht empfehlen, so sagt er zuweilen mind your p's und q's; d. h. gib acht, daß du keinen Fehler machst, denn p und q sind beim schreiben leicht zu verwechseln. Dies geschah häufig in früheren Zeiten bei den Wirten, die Bier auf Borg verkauften und dann statt eines p, nämlich pint, ein q, nämlich quart, aufschrieben, also wie die Deutschen sagen, doppelte Kreide gebrauchten.

Wenn ein Gegenstand sehr kalt ist, so ist er as cold as a dog's

nose. Diese Redensart ist sehr alt und wird durch den alten Knittelvers erklärt.

„There sprung a leak in Noah's Ark
Which made the dog begin to bark;
Noah took his nose to stop the hole,
And hence his nose is always cold.“

„He has a cow on his tongne“ ist eine Übersetzung des lateinischen Sprichwortes habet bovem in lingua. Die plausibelste Erklärung ist folgende: Eine alte römische Münze hatte auf der einen Seite das Bild des Kaisers und auf der anderen Seite das einer Kuh. Eine solche Münze wurde im gewöhnlichen Leben einfach Kuh genannt. Wenn nun jemand bestochen worden war, um entweder in einem Prozesse Stillschweigen zu beobachten oder die Unwahrheit zu sagen, so hieß es, er habe eine Kuh auf der Zunge.

Die Redensart give'm Watts, boys, womit man Leute zum Kampfe auffordert, ist dadurch entstanden, daß, als zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Kaplan Caldwell in New Jersey sah, wie die Soldaten keine Pfropfen für ihre Gewehre hatten, er aus seiner Kirche die Gesangbücher holte und sie den Patrioten mit den oben angeführten Worten überreichte. Zum besseren Verständnis derselben muß hinzugefügt werden, daß jene Gesangbücher den Titel Watts Hymns führten. Zu Ehren dieses Kaplans wurde später ein 11 Meilen von Newark entferntes Dorf Caldwell genannt.

Wenn einer, wie das z. B. so häufig in Amerika geschieht, seine Kunst und Wissenschaft in allen Zeitungen verherrlichen läßt und sich schließlich als Charlatan entpuppt, so sagt man, he went up like a rocket aud came down like a stick (er fuhr in die Höhe als Rakete und kam als Stock herab).

Die deutsche Redensart „er hat Vögel unter dem Hute“, lautet auf englisch „he has a rooster under his hat“. Sie soll ihren Ursprung in folgender Geschichte haben: Ein Knabe hatte ein Vogelnest ausgehoben und als er bald darauf dem gefürchteten Dorfgeistlichen begegnete und seine Vögel nicht freigeben wollte, steckte er sie schnell in seine Mütze und nahm dann dieselbe vor seinem Seelsorger nicht ab. Dieser, der eine solche unerhörte Flegelei nicht ungeahndet ansehen konnte, riß ihm die Mütze vom Kopf, worauf dann die Vögel das Weite suchten.

Der Ursprung des Hutabnehmens ist im Lehnswesen zu suchen; da das Entblößen des Hauptes nur vor höheren Personen geschah, so war es ein Zeichen der Knechtschaft. Orthodoxe Juden und Quäker nehmen noch heute nicht den Hut in der Kirche ab. Von einem verdienstvollen Manne sagt man, er brauche den Hut vor niemand abzunehmen. Bei den alten Römern galt das Aufbehalten des Hutes als das Zeichen des freien Mannes; die Griechen hingegen hielten das Hutabnehmen bei festlichen Gelegenheiten für einen Ausdruck der Höflichkeit. Paulus sagt, wer beim beten oder weissagen sein Haupt bedecke, schände es.

Zu dem sogenannten Slang liefert jeder Stand seinen Beitrag. Das vielgebrauchte make-up verdanken wir den Schauspielern, die darunter ihre auf der Bühne getragene Garderobe verstehen. Den Direktor nennen sie main guy; dieses Wort wird bereits vielfach für die Aufseher und Geschäftsführer der Werkstätten und Fabriken gebraucht. Den westlichen Viehzüchtern ist die Kaufmannswelt für den Ausdruck round-up verpflichtet; man versteht darunter die Feststellung der Lagervorräte. Derjenige, von dem man sagt he lost his grip, hat allen Halt verloren und befindet sich in großer Verlegenheit. Grip ist das deutsche Griff; im französischen Volksmunde wird der Teufel häufig grippi, der Greifer, genannt.

Den Bergleuten verdanken wir die Phrase struck it rich, womit auf einen unerwartet großen geschäftlichen Erfolg hingewiesen wird. In Pennsylvanien, besonders in den dortigen Ölgegenden, hört man dafür häufig he struck oil.

Für die Redensart „the grass is short“ (kein Geld haben) sind die Viehzüchter des amerikanischen Westens verantwortlich.

Die Eisenbahnleute sind für side-tracked (unglückliche Spekulation) und ditched (vollständiger Ruin) verantwortlich. Die Elektriker sagen „your trolly's off“ zu einem, der sich auf dem Holzwege befindet. Unter letzterem versteht man einen Weg, der nur in, nicht aber durch einen Wald führt, und der nur geschlagen ist, um darauf Holz herauszufahren.

Der mit Elektrizität geladene Draht heißt live wire; mit diesem Ausdruck aber bezeichnet man überhaupt etwas Tüchtiges, zuweilen auch starken Schnaps. Ein langweiliges Buch oder Theaterstück wird dead wire genannt.

Wie überall, so haben auch die Diebe ihren speziellen Jargon; die hauptsächlichsten Ausdrücke desselben sind jedoch schon den meisten Geheimpolizisten bekannt, so daß es diesen oft leicht wird, sich in das Vertrauen jener Verbrecher einzuschleichen.

Wenn ein Dieb einem seiner Kollegen bei der Ausführung seines Geschäftes zufällig begegnet und er sich vergewissern will, ob er auch wirklich einen Gesinnungsgenossen vor sich habe, oder mit anderen Worten, ob dieser straight sei, dann hustet er dreimal hintereinander. Wenn sich dann der so Begrüßte schnell herumdreht und dem Kollegen die Hand gibt, dann kann dieser sicher sein, daß er einen erfahrenen jailbird oder Zuchthäusler vor sich hat.

Der schlaue, verschlagene Dieb wird mit dem Epitheton „fly“ beehrt. Der Taschendieb wird moll buzzer genannt, besonders in London. Angels, good things und puddings sind Leute, die leicht hintergangen werden können. Der Taschendieb führt den Namen dip oder dipper; ist ein solcher besonders gewandt, so wird er in Amerika fly stiff genannt. Der geschickte Geheimpolizist heißt fly bull.

Ein verrückter Mensch heißt nutty, das Irrenhaus bughouse oder Wanzenhaus.

Ist der Verbrecher im Besitze von Geld, so nennt man ihn dirty; verschwendet er dasselbe, so sagt man von ihm he blows himself like the wind. Ist er ohne Mittel, so ist er clean oder strapped oder er befindet sich on the hog train, chewing air. Schnaps nennen die Spitzbuben coal oil, turpentine, white water oder auch white satin. Unter letzterem Ausdruck wird gewöhnlich Gin verstanden. Mickey bedeutet eine Flasche Schnaps.

Strong arm guys sind Diebe, welche ihren Opfern den Hals zudrücken und sie dann berauben. Außerdem verstehen die Diebe unter guy eine bestohlene Person; der main guy ist jedoch stets der Hauptbeamte der Polizei. Das Gefängnis heißt pen, die Zelle darin cage. Der mit Ungeziefer behaftete Sträfling hat seam squirrels oder Saumeichhörnchen.

Da die meisten Diebe mit ihrem Gelde verschwenderisch umgehen, so werden sie nach ihrem Tode in ein „Leichengewand ohne Taschen gehüllt“ (without pockets in their shrouds); sie sind also dead broke.

Das selten gebrauchte englische hobo für Dieb oder Gauner dient in Amerika vielfach zur Bezeichnung eines Mannes, der sich in den Waggon einer Eisenbahn schleicht, um unentgeltlich zu reisen.

Schlechter Schnaps wird häufig in Amerika Jersey Blitzen genannt. So sagt z. B. H. C. Lukens in seiner im Lelandschen Hans Breitmann-Stile gehaltenen Parodie auf Bürgers „Leonore“*) zum Schluß:

„Hier Bürger schtops, — und so must ich —
Der schtory von some witches: —
Mein tongue ist dhry, mein schtomach sick,
Mein sides ache, mit scharp stitches.
Ich schtretch mein legs und go to bed;
Und put to schleep mein drowsy head; —
Yet — while a wenig wit's in —
Ein nightcap — Jersey Blitzen!“

Wenn jemand häufiger als ihm lieb ist, die Tante Mayer, den Locus, das Oberhofgericht oder wie der Amerikaner sagt, the Jakes besuchen muß, so spricht der Eisenbahnmann von rapid transit, der Tanzmeister vom quick step und der Deutsche von der schnellen Katharine.

Der mit einer Glatze behaftete Deutsche besitzt nach Ansicht der Amerikaner ein Straußenei, eine Billardkugel oder einen skating rink, d. h. einen für Schlittschuhläufer abgesteckten Platz.

Derjenige, der sich eines Schmerbauches erfreut, hat, auch wenn derselbe nicht den phänomenalen Umfang des dem Abte von St. Gallen angedichteten besitzt, ein bay-window, d. h. Erkerfenster oder auch einen Erker.

Daß die auf unbekannte Präsidentschaftskandidaten, die unerwartet die Nomination erhalten, angewandte Bezeichnung „dark horse“ aus der Rennbahn stammt, wußte man; auch über ihre Bedeutung, nämlich ein von den Sportsleuten wenig beachtetes Pferd, das im Rennen unerwartet den Sieg davonträgt, war man sich klar, aber wie die Redensart entstanden sei, darüber streiten sich Sprach-

*) Lean' Nora: a supernatural, thongh sub-pathetie Ballad. A good long way (almost 97 years) after his German of G. A. Bürger. By Heinrich Jalc Snekul. Philadelphia 1870.

wie Pferdegelehrte. Der „Cincinnati Enquirer“ gibt folgende Erklärung, die gelten mag, bis jemand eine bessere beibringt:

„Ein gewisser Sam Flynn in Tennessee besaß in den Zeiten vor dem Bürgerkriege einen kohlschwarzen Hengst mit Namen „Dusky Pete“, der zwar ein sehr schnelles Pferd war, dem man aber seine Kraft, Gelenkigkeit und Ausdauer im Äußeren durchaus nicht ansah. Flynn benutzte diese Eigenschaften seines Pferdes, um auf den Rennplätzen, wo man seinen Rappen noch nicht kannte, herumzuziehen und den Leuten durch Wetten das Geld abzulocken.

Eines Tages war er wieder bei einem Rennen. „Dusky Pete“ wurde unter den zum Rennen eingeschriebenen Pferden herumgeführt und nahm sich neben den edlen Vollblutpferden kläglich genug aus. Flynn spielte den enthusiastischen Bauer, der auf sein selbstgezogenes Pferd stolz ist, und wettete mit jedem, der da wollte. Die Leute lachten über ihn und hielten ihn für einen „Grünen“, der sein Geld bald genug los sein würde.

Gerade als die Renner gesattelt wurden, kam ein gewisser McMinamee, der ein großer Kenner von Pferden und das Orakel der Rennbahn weit und breit war. Er wurde zu einem der Richter gemacht. Seine Kollegen sagten ihm, wie die Wetten auf die verschiedenen Pferde stünden, und erzählten ihm auch, es sei ein Fremder da, der einen ganz gewöhnlichen Bauerngaul habe einschreiben lassen und nun all sein Geld darauf verwette. McMinamee schaute sich die Pferde mit prüfenden Blicken an, erkannte „Dusky Pete“ und sagte dann: „Ihr Herren, es ist ein schwarzer Hengst (dark horse) in diesem Rennen, der einige von euch vor Abendessen die Mäuler aufreißen machen wird!“ McMinamee behielt Recht, „Dusky Pete“ hielt sich erst hinter den andern, wie das sein Herr stets beorderte, schoß dann aber wie ein Pfeil allen voraus und gewann mit größter Leichtigkeit den ersten Preis. Und daher stammt die jetzt im politischen Leben viel gebrauchte Redensart „dark horse“.

Das Zeitwort to bulldoze soll folgenden Ursprung haben: Als in einigen Distrikten des Staates Louisiana sich die Neger der demokratischen Partei zuwandten, bildeten die Republikaner geheime Gesellschaften, um sie wieder zurück zu gewinnen. Die hauptsächlichste derselben war die „Union Right Stop“ in Mount Pleasant,

welche so vieles Unheil anrichtete und schließlich vom Sheriff vertrieben, wobei ihre Eidesformeln, Gesetze und Mitgliederliste erbeutet wurden. Diese Gesellschaft pflegte Neger aufzuspüren, bei denen sie demokratische Gesinnungen voraussetzen zu dürfen glaubte und diese erhielten sodann eine Einladung nach einem gewissen Orte, um dort den Eid der Brüder des „Union Right Stop“ zu leisten. Kam der Mann nicht, erhielt er eine zweite Einladung, dann eine dritte, welche eine Strafandrohung enthielt, und wenn er trotz alledem sich weigerte zu kommen, so wurden einige „Brüder“ abgesandt, welche ihn bei nächtlicher Stille überfielen und an den Ort der Zusammenkunft der Gesellschaft brachten. Er wurde dann aufgefordert, den „Stop“ zu unterzeichnen und den Eid zu leisten. Dies geschah denn auch meistenteils. Weigerte sich der Betreffende aber, so wurde er niedergeworfen und mit einem Ochsenziemer so lange bearbeitet, bis er entweder Ja sagte oder aus dem Staate zu ziehen versprach. War das Opfer sehr hartnäckig, so war es Gebrauch, daß ihm die Brüder eine gehörige Tracht von mehreren hundert Peitschenhieben applizierten. Wenn dies geschehen sollte, dann pflegte ein Mitglied der Gesellschaft auszurufen: „Gebt mir die Peitsche und ich werde ihm soviel geben, daß ein Ochs daran genug hätte.“ (Bull's doze.) Hieraus bildete sich der Ausdruck: der Mann sollte „bulldozed“ werden. Nachdem der „Union Right Stop“ an den Pranger gestellt worden war, verwandten die Politiker beider Parteien diesen Ausdruck für jede Art von Einschüchterung.

Wer so schlau ist, daß er das Gras wachsen sieht und die Flöhe husten hört, heißt in Amerika smart aleck. Die Kurhessen und die Bewohner des preußischen Lahntales sagen dafür Schlawitzer. Vilmar führt dieses Wort in seinen Idiotikon Kurhessens auf einen jüdischen Hausierer zurück, der während eines Menschenalters seine Waren zwischen Darmstadt und Ziegenhain verkaufte und sich stets als Hanswurst aufführte. Er hieß Salomon Hirsch, nannte sich aber mit Vorliebe Schlawitzer. Dieses Wort soll übrigens aus dem slavischen sliwowitzer (Zwetschenschnaps) stammen. Unter Schlawitzerwaren versteht man in der erwähnten Gegend billige Waren, die den Verkäufer mehr kosten als den Käufer; wenigstens sagt so der erstgenannte stets und fügt dabei hinzu, daß es die Masse bringen müsse.

Das in England nicht mehr oder höchst selten gebrauchte heap für eine große Masse hört man häufig in den West- und Südstaaten der Union. Dort spricht man noch von heap of friends und in Viriginien sogar von heap of regrets. Auch die an der Grenze wohnenden Indianer gebrauchen dieses Wort mit Vorliebe. So erzählte mir einst am Lake Superior ein Tschippewäer, daß ihm der Geistliche bei der Taufe a heap of water auf den Kopf gegossen habe. Wenn die Kühe viel Milch haben, so sprechen die amerikanischen Farmer gerne von heap of milk. Der englische Dichter Surrey spricht in einem seiner schönsten Lieder sogar von heap of thoughts.

„Laid in my quiet bed,
In study as I were,
I saw within my troubled head
A heap of thoughts appear."

Über die Zulässigkeit des zuweilen in England gebrauchten Wortes betterment ist schon vielfach gestritten worden. Bis jetzt hat sich der Amerikaner in dieser Beziehung neutral verhalten und sich mit dem üblicheren improvement oder benefit begnügt.

Das Wort Muckamuck, das man an der Küste des stillen Ozeans häufig für Mahlzeit hört, ist dem sogenannten Chinook-Jargon oder der in Oregon zwischen Indianern und Weißen gebräuchlichen Verkehrssprache entnommen. George Gibbs, der ein Wörterbuch dieses Jargons zusammengestellt hat (Washington 1863), hält es für kein neu erfundenes Wort, sondern glaubt, es entstamme der Tschippewä-Sprache, wofür ich jedoch in Baraga's „Otchipwe Dictionary" (Cincinnati 1853) nicht den geringsten Beweis entdecken konnte.

Das Wort china steht im Englischen für jenes Land und zugleich für Porzellan; man spricht daher auch von British china und Dutch china. Die Ausdrücke wooden milestone und steel pen (penna, Flugfeder) haben sich bereits so eingebürgert, daß kein Mensch mehr daran Anstoß nimmt.

Mitunter werden die Wörter derart verdreht, daß ihr Ursprung nur mit Mühe zu erkennen ist. Das französische valise ist zum deutschen Felleisen und das deutsche Weissager zum englischen wise acre geworden. Ein englischer Matrose, der in dem Wirthaus Bellephoron wohnte, änderte dessen Namen in den ihm verständlicheren „Billy Ruffian" um.

Die elastischen englischen Zeitworter to get und to put, welche einem in der Konversation zuweilen treffliche Dienste leisten, haben im deutschen „machen“ ein ebenso reichhaltiges Seitenstück.

Der junge Mann macht Bekanntschaften, macht den Damen den Hof, macht ihnen blauen Dunst vor, macht ihnen zuweilen Geschenke und macht vielleicht auch Hochzeit. Dann macht seine junge Frau ein schönes Haus, macht Toilette, macht Staat und macht gelegentlich Kaffeevisiten. Dabei macht sie die abwesenden Damen schlecht und wenn diese dann plötzlich die Türe aufmachen, dann macht sie ihnen Komplimente. Zuweilen macht sie auch Musik oder macht sich sonstwie interessant. Der Ehemann macht sich am Morgen aus dem Bette, macht sich auf den Weg zum Geschäfte und je nachdem er gute oder schlechte Geschäfte macht, macht er ein freundliches oder ein betrübtes Gesicht. Er macht seinen Gehilfen Grobheiten und den Kunden macht er Bücklinge. Wenn er trotzdem keine glänzenden Geschäfte macht, so macht er Schulden oder Bankerott. In letzterem Falle ist er gewöhnlich, wenigstens hier in Amerika, ein gemachter Mann und die Gläubiger sind auch gemacht.

Wenn er abends Kasse gemacht hat, macht er sich ins Wirtshaus; dort macht er ein Spielchen oder macht überflüssige Bemerkungen über die Politik, bis dann die Polizeistunde der Unterhaltung eine Ende macht. Dann macht er sich auf die Beine, um schnell nachzusehen, was seine Frau inzwischen gemacht und ob sein Junge auch seine Schularbeiten gemacht oder ob er statt derselben dumme Streiche gemacht hat.

Ja, so wird fortgemacht, bis schließlich der Tod allem ein Ende macht.



Anhang.

Folkloristisches in Longfellow's „Evangeline."

I.

„Near to the bank of the river, o'ershadowed by oaks from whose branches
Garlands of Spanish moss and of mystie misteltoe flannted,
Such as the Druids cut down with golden hatchets at Yule-tide,
Stood, secluded and still, the house of the herdsman."

Die Mistel ist gegen den Winterfrost gefeit. Wenn die Zweige des Baumes, auf dem sie Wurzel gefaßt hat, längst entblättert sind, entfaltet sie ihr eigenartiges Grün und bringt ihre klebrigen Beeren hervor. Sie ist also ein unheimlicher Strauch und nach dem Volksglauben auf unnatürliche Weise entstanden; deshalb besitzt sie auch wirksame Zauberkräfte.

Albertus Magnus rühmt die Mistel als das heilkräftigste Mittel gegen die Pest. Wenn sie sicher wirken soll, muß sie mit einer Kugel vom Baume geschossen werden. Ein aus Mistelbeeren bereitetes Pulver beseitigt die Unfruchtbarkeit der Frauen und liefert zugleich ein zuverlässiges Mittel gegen Hartleibigkeit. Wer in Schweden ein Messer, dessen Stil aus einer Mistel gemacht ist, in der Tasche trägt, ist gegen Fallsucht geschützt. Die Eiche, welche eine grünende Mistel trägt, ist unverletzbar. Die Kelten nannten jene Pflanze ihrer medizinischen Eigenschaften all iach oder uil loc, d. h. Allheil.

Die Mistel wird auch vielfach Hexenbesen genannt, weil die Unholdinnen, die Repräsentantinnen der Gewitterstürme, sich auf ihren nächtlichen Ausflügen Besen bedienten, die aus Mistelzweigen hergestellt waren. Eine Mistel im Haus schützt dasselbe gegen Feuersgefahr; eine im Stall erhält die Tiere bei guter Gesundheit.

In England glaubt man, der Baum der Erkenntnis im Paradiese

sei eine Mistel gewesen. Skakespeare spricht in „Titus Andronicus“ von ihr als der baleful misteltoe; vielleicht enthält dieser Ausdruck einen Nachklang der altgermanischen Erzählung von der Ermordung Balders durch Höder, der sich mit einem aus einer Mistel verfertigten Wurfgeschoß versehen hatte.

In der Bretagne wird noch heute ein Jahresfest zu Ehren der Mistel gefeiert. Dort heißt sie touzon ar gros, das Kraut des Kreuzes.

Das französische Wort für Mistel ist gui; dasselbe ist keltischen Ursprungs und werden damit auch die Druiden des Kontinentes bezeichnet. Zugleich bedeutet es auch wie das spanische aguinaldo, Neujahrsgeschenk. In einigen Gegenden Frankreichs ziehen die Kinder zwischen Weihnachten und Neujahr von Haus zu Hause und erwarten auf den Ruf: „Au gui, l'an neuf!“ ein Geschenk. Das Mädchen, das um genannte Zeit in England unter einen im Zimmer aufgehängten Mistelzweig gerät und nicht geküßt wird, bleibt ein ganzes Jahr ledig. Dazu haben auch die reichen Amerikanerinnen keine Lust; dies zeigt die Tatsache, daß sie jährlich für schweres Geld Schiffe voll Misteln aus Europa importieren und alle Zimmer des Hauses damit schmückten.

Die Mistel war die heilige Pflanze der Druiden. Die Priester derselben fuhren, in weiße Gewänder gekleidet, auf einem von zwei jungen Stieren gezogenen Wagen in der Mitte des Sommers in den Wald; dann stieg der Hauptdruide auf einen Baum und schnitt die Mistel mit einer goldenen Sichel ab. Die Zweige derselben wurden in einem weißen Tuche aufgefangen und an die andächtige Menge verteilt. Wer sie berührte erwartete Glück und Gesundheit für das nächste Jahr.

Die Druiden bildeten den ersten Stand im Staate; von öffentlichen Abgaben, Kriegsdiensten und sonstigen Bürgerpflichten waren sie befreit. Ihr Papst, der coibhi Druid, hatte unbeschränkte Gewalt. Ihre wichtigsten Lehren hielten sie geheim.

Das Druidentum ist übrigens noch nicht ausgestorben. In Wales findet alljährlich das Eisteddfod (Versammlung) statt, bei dem sich alle guten Kelten zur Stärkung ihres Nationalgefühles einfinden.

II.

„Bees with prophetic instinct of want, had hoarded their honey
Till the hives overflowed."

Der Gebrauch, die Bienen von einem in der Familie des Besitzers eingetretenen Sterbefalls zu benachrichtigen, ist besonders in Neuengland verbreitet. Der Bienenkorb wird bei dieser Gelegenheit sanft gerüttelt und dabei der Name des Verstorbenen genannt. Manchmal wird er auch mit schwarzem Tuch behängt.

Whittier gedenkt dieser Sitte in einer seiner „Home Ballads" mit folgenden Worten:

„There are the beehives ranged in the sun;
And down by the brink
Of the brook are her poor flowers, weed o'errun,
Pansy and daffodil, rose and pink.
Before them, under the garden-wall,
Forward and back,
Went drearily singing the chore-girl small,
Draping each hive with a shred of black.
Trembling listened: the summer sun
Had the chill of snow;
For I knew she was telling the bees of one
Gone on a jourey we all must go."

Werden die Bienen nicht von einem Todesfalle unterrichtet, so sterben sie.

Bienen zeigen auch das Wetter an. Verlassen sie in großer Zahl die Körbe, so ist Sonnenschein zu erwarten; bleiben sie in ihrer Behausung, so gibt es Regen. Dem Hause, auf dem sie sich massenweise niederlassen, bringen sie Unglück. Läßt sich in Norfolk ein Bienenschwarm auf einem dürren Baume nieder, so stirbt der Eigentümer desselben. Eine Biene, die in das Zimmer fliegt, zeigt die Ankunft eines Gastes an. Wird ein Bienenkorb mit seinen Insassen unter dem Werte verkauft, so sterben diese. Im Argau stechen die Bienen diejenigen Kinder, die spöttisch von ihnen reden. Merken die Bienen, daß in der Familie des Besitzers Zank und Streit herrscht, so ziehen sie fort. In Mecklenburg summen die Bienen auf Weihnachten, jedoch nur für gläubige Christen vernehmbar. In Rumänien verloben sich junge Paare vor dem Bienenstock.

„Jetzt ist es, mein Liebchen, schön,
Zeit zum Bienenstock zu gehn,
Süßen Honig zu genießen,
Süßen Liebesbund zu schließen,
An dem frischen Quell zu trinken,
Liebend sich ans Herz zu sinken.“*)

Folgendes Märchen der südafrikanischen Kaffern dürfte hier eine Stelle finden:

„Demane und Demanza sind Mann und Frau und leben zusammen in einer Höhle. Demane geht eines Tages zur Jagd aus, sagt aber vorher seiner Frau, sie solle während seiner Abwesenheit auf keinen Fall Essen kochen, weil dann die Kannibalen, von dem Geruch des Essens angelockt die Höhle finden, sie fortschleppen und fressen würden. Sobald ihr Gebieter gegangen ist, bereitet sich Demanza aber doch ein Mahl, mit dem Erfolg, daß ein Kannibale an die Tür der Höhle klopft und um Einlaß bittet, den sie ihm jedoch verweigert. So geht denn der Kannibale fort, hält Rat mit seinen Stammesgenossen und sie brennen ihm die Kehle, wodurch seine Stimme weich wie die eines Mädchens wird. Er kehrt zur Höhle zurück und erhält nunmehr Einlaß. Der Kannibale bindet Demanza sogleich in einen Sack, den er mitgebracht hat, und nimmt sie in seine Wohnung. Als Demane mit einem Bienenschwarm, den er unterwegs gefunden hat, nach Hause kommt, entdeckt er die Entführung seines Weibes. Er findet auch die Spuren zum Lager des Kannibalen. Dieser hat Demanza in dem Sack gelassen, während er einige Verwandte holt, die mit ihm an dem Schmaus, der nun folgen wird, teilnehmen sollen. Demane befreit sein Weib und steckt die Bienen in den Sack, und Mann und Frau ziehen sich schleunigst zurück. Die Festteilnehmer erscheinen, und der Kannibale sagt einem von ihnen, er solle etwas Gutes aus dem Sack nehmen. Dieser versucht es, wird aber gestochen und schimpft auf den Wirt, der nun selbst zu dem Sack geht. Als er ihn aber öffnet, schwärmen alle Bienen aus und stechen ihn so, daß er aus der Höhle rennt und in einen Teich springt, in dessen Schlamm er erstickt. So stirbt er, und Demane und Demanza eignen sich all' seinen Reichtum an und leben fortan herrlich und in Freuden.“

---

*) A. Franken, Rumänische Volkslieder und Balladen. Danzig 1889.

III.

„Oft in the barns they climbed to the populous neets of the rafters,
Seeking with eager eyes that wondrous stone which the swallow
Brings from the shore of the sea to restore the sight of its fledglings.“

Die Schwalbe wird überall als die Botin des Frühlings von Dichtern und Bauern gefeiert. Sie ist zauberkräftige Beschützerin des Hauses. Hat sie sieben Jahre in einem Neste ungestört gewohnt, so läßt sie zum Danke darin einen Stein zurück, mit welchem man die Blindheit und überhaupt jede Augenkrankheit heilen kann. Sie baut, auf die Gutmütigkeit der Menschen trauend, ruhig ihr Nest unter das Dach des Hauses; merkt sie aber, daß in der Wohnung ihres Wirtes Unfriede herrscht, so sucht sie sich ein anderes Quartier. Wer sie stört, häuft Unheil auf sich und sein Haus wird vom Blitz zerschmettert.

Mit dem Blute der Schwalben kann man Sommersprossen entfernen; ihr Herz dient zu Liebeszauber. Fliegen bei einer Hochzeit zahlreiche Schwalben um das Haus, so steht Glück in Aussicht; meiden sie es, so stirbt bald jemand darin. Sieht ein Mädchen früh im Lenz eine einzelne Schwalbe, so heiratet es noch während des Jahres. Fliegt eine Schwalbe häufig um das Fenster eines Zimmers, in dem ein Mädchen wohnt, so wird dies bald Braut. Wer beim Erblicken der ersten Schwalbe im Frühjahr über seine linke Schulter sieht, erlangt die Gabe, das Jahr hindurch Geister sehen zu können.

Im Harz beschwört man die Flechten mit folgendem Sympathiespruche:

„De Schwole und de Flechte,
Die flogen wol ober dat wilde Meer,
De Schwole de kom wedder,
Die Flechte nimmermehr.“

Demjenigen, der eine Schwalbe tötet, stirbt entweder ein naher Verwandter oder seine Kühe geben blutige Milch. Auf dem Meere bringt das Erscheinen der Schwalbe Unglück, am Ufer aber Glück. Kleopatra gab eine projektierte Seereise auf, als sie eine Schwalbe auf dem Maste eines Schiffes entdeckte. Shakespeare gedenkt dieses Vorfalls mit folgenden Worten („Antony and Cleopatra“ IV, 2):

Swallows have built
In Cleopatra's sails their nests; the augurers

Say, they, know not — they cannot tell; look grimly,
And dare not speak their knowledge.“

Es ist ratsam, ein Fenster im Hause immer offen zu halten, damit eine Schwalbe Glück hineintragen kann.

Die Schwalben halfen Gott den Himmel erbauen. Nach einem schwedischen Aberglauben zwitscherten die Schwalben bei der Kreuzigung Christi: „Hugswala, swala, swala hom“ (tröste, kühle, kühle ihn). Als der heilige Franciscus von Assissi einstmals predigte und dabei von dem Zwitschern der Schwalben gestört wurde, gebot er ihnen, ruhig zu sein und sie folgten augenblicklich.

Der Kot der Schwalben ist den Augen gefährlich. Im Lahntale warnt man die Kinder vor dem Zerstören der Schwalbennester und sagt ihnen, um sie davon zurückzuhalten, der betreffende Vogel lasse ihnen alsdann Kot in die Augen fallen, wodurch sie erblindeten. Wird der Schwalbenkot in Oberbayern in „guter Milch“ abgekocht, so liefert er ein Mittel gegen Diphtheritis und andere Halskrankheiten. Auch kann dadurch das Wachsen des Barthaars befördert werden.

Nach dem Glauben der an der Hudson Bay wohnenden Eskimos waren die Schwalben früher kleine, kunstfertige Kinder, die sich an einem Felsrande bei ihrem heimatlichen Dorfe Spielhäuser bauten. Sie waren wegen ihrer Weisheit so berühmt, daß sie „Zulugaguak“, d. h. „wie ein Rabe“, genannt wurden. Von den Raben sagten nämlich die Eskimos, daß sie alle Dinge der Vergangenheit und Zukunft wüßten. Als sich diese Kinder einstmals vor ihren selbstverfertigten Wohnungen belustigten, wurden sie plötzlich in Vögel verwandelt. Ihre Hauptbeschäftigung aber hatten sie so lieb gewonnen, daß sie heute noch Häuser aus Kot an die Felsen in die Nähe der Menschen bauen. Die Raben belästigen sie bei dieser Arbeit nicht und die Kinder schauen ihnen mit Vergnügen zu.

IV.

„For he told them tales of the Loup-garou in the forcet.

Die Sagen, Mythen und Märchen der verschiedensten Völker erzählen vielfach von Verwandlungen der Menschen in Schwäne, Raben, Falken, Rehe und Schlangen. Oft begegnet man auch der allgemeinen Annahme, daß sich ein Mensch mit Hilfe eines Zaubergürtels in einen Wolf zu verwandeln vermöge. Wie die Verwand-

lung in einen Schwan von der Zauberkraft des Schwanringes abhing, so wurde die Umwandlung in einen Wolf durch das Umbinden des Wolfsgürtels oder das Überwerfen des Wolfshemds bedingt.

Wir finden diese Wolfsverwandlungssage außerordentlich weit verbreitet, vorzugsweise aber in den Ländern, die von slavischen Volksstämmen bewohnt werden.

Sie läßt sich bis ins graueste Altertum hinauf verfolgen, und schon der Vater der Geschichte, Herodot, und mit ihm übereinstimmend der Geograph Pomponius Mela erzählen, daß die Mauren, ein szythisches Volk, im Rufe der Zauberei standen, weil sich jeder von ihnen alle Jahre auf einige Tage in einen Werwolf verwandelt, dann aber wieder menschliche Gestalt angenommen hätte.

Man glaubte im Altertum, daß diese Verwandlung nicht nur eine Gabe sei, die auf Zauberei beruhe, sondern daß sie eine Sucht, eine wirkliche Wahnidee sei, die in gewissen Familien von Glied zu Glied forterbe, also dem Menschen von Geburt an innewohne. Ein Mensch, der das Zaubervermögen besaß, sich in einen Wolf zu verwandeln, oder den Wahn in sich trug, ein Wolf geworden zu sein, hieß Lykanthropos, die Wolfssucht selbst aber Lykanthropie. Marcellus, ein griechischer Arzt und medizinischer Schriftsteller aus Sida in Pamphylien, der unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel (161 bis 180) und noch zu des berühmten Galenus Zeiten in Rom lebte und praktizierte, gibt uns in fließenden Hexametern Nachricht und Aufschluß über die Lykanthropie. Es geht daraus hervor, daß mit diesem Wahne Behaftete besonders gegen den Frühling, im Monat Februar, einen unwiderstehlichen Trieb in sich fühlten, gleich den Wölfen im Freien herumzuschweifen, sich des Nachts an einsamen Orten aufzuhalten und dabei das Heulen des Wolfes nachzuahmen. Spuren dieser Krankheit glaubte man jedoch schon in dem arkadischen Mythus von dem Lykaon gefunden zu haben. In den Verwandlungen Ovids finden wir das Leben dieses arkadischen Königs geschildert. Zu Lykaons Zeiten herrschte auch in Arkadien noch die grausame Sitte des Menschenopfers. Jupiter hörte von dieser Grausamkeit. Um sich selbst davon zu überzeugen und im Falle der Bestätigung des Gehörten die Frevler seinen Zorn fühlen zu lassen, verließ er einst den Olymp und kehrte als fremder Wanderer bei Lykaon ein, ließ aber im Gespräch durchblicken, daß er ein Gott

sei. Die Anwesenden ließen ihm deshalb göttliche Verehrung zuteil werden; Lykaon aber lachte darüber und beschloß sogar, seinen Gast in der Nacht zu töten. Zuvor aber wollte er dessen Göttlichkeit doch noch prüfen und setzte ihm am Schlusse der Tafel das Fleisch eines soeben geschlachteten kriegsgefangenen Molossers vor. Kaum aber war dieses Gericht auf die Tafel gebracht worden, da steckte Jupiter durch einen Blitzstrahl das Haus in Brand; den Lykaon aber, der ins Freie entfliehen wollte, verwandelte er in einen heißhungrigen Wolf.

Der Geograph und Historiker Pausanias kann allerdings die Menschenopfer des Lykaon nicht in Abrede stellen; trotzdem aber schreibt er ihm große Verdienste um sein Volk zu und läßt ihn den Grund zu einem gesitteteren Leben unter den Arkadiern legen. Er sagt: „Lykaon baute die Stadt Lykosura auf dem Berge Lykäus und gab dem Zeus den Beinamen Lykäus, dem er auch heilige Spiele, die Lycäa, stiftete. Er brachte auf dem Altar dieses Zeus ein Kind dar, opferte es und goß dessen Blut als Libation auf dem Altar aus. Darum soll er nun selbst ein Wolf geworden sein.“ Er fügt dem aber noch hinzu: „Man erzählt auch, daß nach den Zeiten Lykaon beim Opfer des Jupiter Lykäus aus einem Menschen ein Wolf geworden sei, der Jahre in diesem Zustande verblieben, und wenn er sich während seines tierischen Zustandes des Menschenfleisches enthalten gehabt habe, wieder ein Mensch geworden, sonst aber ein Wolf geblieben sei.

Aus der Geschichte des Lykaon und namentlich auch aus den zuletzt angeführten Erzählungen des Pausanias scheint hervorzugehen, daß die Lykanthropie in den frühesten Zeiten sich vorzugsweise bei den Arkadiern zeigte. Es kann ja nicht Wunder nehmen, daß sich bei einem halbwilden Hirtenleben, wie es die Bewohner von Arkadien führten, die fast unaufhörlich mit den Raubtieren ihrer Gebirge zu kämpfen hatten, bei dem Genusse roher Nahrungsmittel, bei einem rauhen, unfreundlichen Klima, die Einbildungskraft erregt werden und sich der stärkste Aberglaube entwickeln mußte, der leicht zu den Wahnideen führen konnte, wie wir sie in der Lykanthropie ausgesprochen finden. Von Natur empfänglich für plötzliche Eindrücke der Furcht und des Schreckens, waren die arkadischen Hirten die ersten, welche ihren Mut durch den „panischen Schrecken“ so sehr beeinträchtigen ließen, daß seit dieser Zeit alle furchtsamen Gemüter

der alten und neuen Welt damit erfüllt wurden; sie hörten grausige Töne aus ihren Wäldern schallen, und oft sahen sie mit Verwunderung, wie ihre Herden am hellen Mittag, ohne irgend eine äußere wahrnehmbare Veranlassung, plötzlich Reißaus nahmen und ihnen davonliefen. Bei einer derartigen Anlage zu Gesichts- und Gehörshalluzinationen kann man wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß die Lykanthropie gleichsam endemisch unter den Arkadiern geworden und nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller in einigen Familien sogar erblich war oder sich, wie man glaubte, durch Anwendung von Zaubermitteln von Glied zu Glied fortpflanze. Plinius gibt uns darüber nach den Aufzeichnungen alter Schriftsteller interessante Einzelheiten. Er sagt: Evanthes, ein namhafter Schriftsteller, berichtet, daß er bei arkadischen Schriftstellern die Nachricht gefunden habe, es werde aus dem Geschlecht des Anthus durchs Los einer bestimmt und an einen arkadischen See gebracht, wo er seine Kleider an eine Eiche aufhänge, über den See schwimme und, in einen Wolf verwandelt, neun Jahre lang in Einöden herumirre und mit anderen Wölfen sein Wesen treibe. Habe er sich aber während der Zeit an keinem Menschen vergriffen, so schwimme er nach Verlauf der neun Jahre wieder über den See und bekomme seine Gestalt wieder, nur daß er neun Jahre älter sei; auch sein voriges Kleid finde er wieder. — So erzählt ferner Agriopas, der Nachrichten von den Siegern zu Olympia gesammelt hat, daß Demänatus aus Parrhasia bei einem Opfer, wo damals die Arkadier dem Jupiter Lycäus noch Menschenopfer darbrachten, von dem Fleische eines geopferten Knaben genossen und sich in einen Wolf verwandelt habe; doch sei er im zehnten Jahre wieder zu einer menschlichen Gestalt zurückgeführt und Sieger im Faustkampfe zu Olympia geworden.

Beide Erzählungen scheinen im Altertum sehr bekannt und weit verbreitet gewesen zu sein; denn die eine bringt auch Pausanias, und die andere, die von der Erblichkeit der Lykanthropie in der Familie des Anthus handelt, deutet Plautus (184 v. Chr.) in seinem Lustspiele „Amphitryo“ an, wo er den Amphitryo, der über die doppelte Erscheinung des Sosias erstaunt ist, sagen läßt: „Es ist wahr, was ich erst von Arkadien erzählen hörte, daß die Familie des Anthus sich in Wölfe verwandelt habe und in diesem Zustande von niemandem erkannt worden sei.“

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß die Lykanthropie in Arkadien so manche Opfer gefordert haben mag. Die Arkadier meinten aber auch Mittel zu besitzen, mit denen sie das Übel wirksam bekämpfen könnten. Es war teils der Zauber der Musik, den sie auf die Gemütskrankheit einwirken ließen, teils waren es Sühnopfer, die sie den Nationalgottheiten Jupiter und Pan darbrachten. Dieser Umstand war wohl vorzugsweise maßgebend, daß sie diesen Göttern den Namen „Wolfsgötter“ beilegten und ihnen unschuldige Knaben als wirksamste Sühnopfer zur Anwendung der Lykanthropie brachten. Diesen Göttern zu Ehren feierten sie auch jährlich ein Fest, aus dem später bei den Römern das Fest der Luperkalien entstand, dessen Feier im Monate der Sühnungen, d. h. im Februar (von „februare“ = sühnen), in welchem Monate, wie wir bereits gesehen haben, die griechischen Ärzte die periodische Rückkehr der Lykanthropie annahmen, abgehalten wurde.

Fast übereinstimmend mit den arkadischen lauten die deutschen und slavischen Werwolfsagen. Jeder, der sich mittels eines Gürtels oder Hemdes in einen Wolf verwandelt hat, bleibt ein solcher allemal neun Tage lang; am zehnten ist es ihm erst wieder vergönnt, menschliche Gestalt anzunehmen. Andere Sagen dehnen die Zeit, während welcher die Wolfsgestalt beibehalten werden muß, auf drei, sieben und neun Jahre aus. In dieser Zeit nimmt der Verwandelte alle Triebe und Eigenschaften des Wolfes an. In ungezügelter Wildheit stürzt er sich dann wie ein echter, rasender Wolf auf alle Tiere, die ihm in den Weg kommen und zerfleischt sie mit hungriger Freßgier.

Wie es nach einer hessischen Volkssage heißt, lebte einmal ein Ehepaar in bitterer Armut. Allein die Frau wußte trotzdem immer einen saftigen Braten auf den Tisch zu bringen. Der Mann ließ es sich zwar wohlschmecken, aber die Fleischgerichte, die ihm täglich so reichlich aufgetragen wurden, veranlaßten ihn doch endlich, seine Frau dringend anzugehen, ihm die Quelle zu nennen, aus der sie diese Fleischvorräte schöpfte. Sie versprach nach einigem Zögern, ihm diese zu entdecken, jedoch unter der Bedingung, daß er ihren Namen nicht ausspreche. Sie geleitete nun ihren Gatten zu einem Felde, wo eine Herde Schafe weidete. Hier legte sie sich einen Gürtel um den Leib und ward augenblicklich zum Werwolf. Mit

wilder Gier stürzte sie sich in die Herde, erwürgte ein Schaf und trug es eiligst davon. Der Mann war starr vor Entsetzen und als er darauf sah, daß Hirt und Hunde bei der Verfolgung seiner werwölfischen Gattin stark zusetzten, rief er bestürzt und geängstigt seinem Weibe zu: „Ach, Margarit!“ Bei Nennung des Namens aber war der Werwolf plötzlich verschwunden und Margarit, sein Weib, stand nackend auf dem Felde.

Eine andere Werwolfgeschichte lautet folgendermaßen: Eine boshafte Hexe, erzürnt über das Liebesglück eines Brautpaares, drehte ihren Zaubergürtel zusammen und legte ihn auf die Schwelle des Hochzeitshauses. Als die Neuvermählten darüber hinweg schritten, wurden sie augenblicklich nebst sechs Brautführern in Werwölfe verwandelt. In wildem Jagen stürmten sie nun hinaus und umkreisten in wütendem Geheul das Haus der Zauberin. Aber erst nach drei Jahren gefiel es dieser, den Zauber zu lösen. Sie nahm dazu einen Pelz, dessen Haare nach außen gewendet waren; mit diesem bedeckte sie jeden der Werwölfe und sofort erlangten diese die menschliche Gestalt wieder.

Drei junge Feldarbeiter — so lautet eine ostfriesische Sage — ruhten nach getaner Arbeit und nachdem sie ihr Mittagsmahl verzehrt hatten, unter dem schattigen Laubdache eines Baumes. Der eine machte sein gewohntes Mittagsschläfchen, der andere nickte nur scheinbar ein und stellte sich schlafend, und der dritte, der sich unbeobachtet glaubte, warf einen Gürtel um und wurde sofort zum Werwolf. Er lief hinaus ins freie Feld, fiel ein grasendes Füllen an und fraß es auf. Als er sich gesättigt hatte, entledigte er sich wieder seines Gürtels und die Umwandlung in seine frühere Menschengestalt war geschehen. Als abends die drei Genossen vom Felde nach Hause zurückkehrten, verspürte der Werwolf schon wieder Hunger. Verwundert über diesen grenzenlosen Appetit sagte der, der ihn mittags beobachtet hatte: „Wie, nach dem Genusse eines Füllens lechzt Dein Gaumen schon wieder nach neuer Speise?“ — „Das hättest du mir eher sagen sollen,“ erwiderte der Werwolf, „dann hätte ich es mit Dir gerade so gemacht.“

Der Glaube an die Werwölfe hat sich in Deutschland und Frankreich ziemlich lange erhalten. Das ganze Mittelalter hindurch war man geneigt, alle umlaufenden Geschichten von Werwölfen für

reine Tatsachen zu halten. In Frankreich wurde sogar der Marschall Longueville im Jahre 1504 zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, weil er nach der Meinung seiner Richter ein Werwolf war, und eine livländische Urkunde erzählt noch aus der neueren Zeit von einem Werwolfe, der in Riga sein heilloses Wesen trieb. Es heißt dort: „Am 1. April 1618 kam ein gar gewaltiger Wolf in die Straßen Rigas und fraß einen undeutschen Kerlen, wurde aber darnach stracks erschlagen. Ums selbige Stund' starb der Wachtweister Behrend, ein eitel heilloser Mann. Selbiger soll oftmals als ein Währwolf herumgelaufen sein.“ *)

In der Neuzeit dient der Werwolf hauptsächlich als Schreckgestalt für Kinder, die sich gerne nach dem Abendessen noch auf der Straße herumtreiben. Dieselben sollen von ihm mit Haut und Haar gefressen werden. Nach einem von Otto Schell („Bergische Sagen“) mitgeteiltem Märchen, können sich auch Mädchen in einen Werwolf verwandeln. Nach einem esthnischen Märchen legte eine Mutter, wenn sie allein war, ihre Kleider auf einen Felsen und säugte, nachdem sie sich in einen Wolf verwandelt, ihre Kinder. Als ihr Gemahl davon unterrichtet wurde, ließ er jenen Felsen heiß machen, so daß die Wolfshaut verbrannte und seine Gattin die Kunst des Verwandelns verlor.

Der Werwolf dankt jedem, der ihn verwundet, weil er dadurch von seiner Verzauberung befreit wird. In Hinterpommern hatte ein Bauer einen Knecht, der sich häufig in der Nacht auf längere Zeit heimlich entfernte, ohne daß man wußte, wohin er sich begab und was er in seiner Abwesenheit trieb. Nun bemerkte sein Herr einstmals, daß ihm, währenddem er schlief, ein Wolfsschwanz aus der zerrissenen Hose hing. Schnell schnitt er denselben ab, worauf der Knecht wütend aufsprang und ihm sämtliche Kleider vom Leibe riß. Von seiner Wolfsnatur aber war er von diesem Augenblick an befreit.

Verbrennt man das Fell eines Werwolfs, so ist der Mensch erlöst, wenigstens so lange bis ihn der Teufel mit einem anderen

*) Vorstehendes ist einer im Sonntagsblatte der New-Yorker Staatszeitung erschienenen Abhandlung entnommen. Der Name des Verfassers war nicht angegeben.

versieht. So behält auch die Schwanjungfrau ihre menschliche Form so lange, wie ihr das Federkleid vorenthalten wird.

Nach einem viel verbreiteten Aberglauben verwandeln sich die Menschen dadurch in Werwölfe, daß sie sich einen aus Wolfs- und Menschenhaut verfertigten Riemen, dessen Schnalle sieben Zungen hat, um den bloßen Bauch befestigen. Wollen sie ihre frühere Gestalt wieder annehmen, so öffnen sie die Schnalle einfach. Auch genügt zur Verwandlung in einen Wolf das Einschmieren des Körpers mit einer schwarzen Salbe. Diese, sowie den Gürtel, liefert der Teufel. Schlägt man den Werwolf auf den Bauch, so daß sich der Gürtel löst, so ist der Zauber gebrochen und der Mensch steht nackt da.

Der Werwolf ist stets hungrig; er zerreißt Menschen und Tiere. Oft ist der Mensch, der die Gabe besitzt, sich in einen Wolf zu verwandeln, daran zu erkennen, daß er zusammengewachsene Augenbraunen und zwei Wirbel auf dem Kopfe besitzt.

Temme erzählt von einem Menschen in der Altmark, der, sobald er sich einen aus Wolfshaut verfertigten Gürtel um den Leib band, zu einem Wolfe ward. Er war so stark, daß er einen Ochsen im Maule forttragen und ein Fuder Heu fortziehen konnte. Er würgte Vieh und Menschen und verschonte nur, auch wenn er noch so wütend war, seine Frau. Schließlich verbrannte man, nachdem man ihn durch einen Zauberspruch festgebannt, seinen Wolfsriemen, wonach er ein ganz friedlicher Mensch wurde.

Menschen, die im Geruch standen, sich in Werwölfe verwandeln zu können, wurden früher lebendig verbrannt. Getötet können sie nur mit einer Kugel aus Erbsilber werden.

Auf der Insel Rügen hält man alle Tiere für verwandelte Menschen.

Bei Anbruch des Tages legt der Werwolf seine Haut ab und versteckt sie; was nun dieser geschieht, geschieht dem Eigentümer. Legt man sie an einen kalten Platz, so friert er; steckt man sie in den heißen Ofen, so ruft er: „Ich brenne!“ (Revue Celtique I, 420.)

Unter den Negern im Waldlande der deutschen westafrikanischen Kolonie Kamerun, wie überhaupt in großen Teilen Afrikas, ist eine Art Werwolfglauben verbreitet. Es wird nämlich geglaubt,

daß manche Leute die Fähigkeit haben, sich in Tiere zu verwandeln, namentlich in Elefanten, Leoparden und Krokodile. Ob jemand diesen Zauber besessen hat, kann man deutlich nur nach seinem Tod erkennen, denn es zeigt sich dann im Innern seines Leibes das verkleinerte Bild des betreffenden Tieres; vermutlich sind es die Windungen des Darms, aus denen man die Tiergestalten herausliest.

Wird dort jemand von einem Elefanten getötet, so zweifelt man nicht daran, daß es ein Mensch-Elefant gewesen sei, der die Tat beging, und ergreift die zur Ermittlung des Schuldigen notwendigen Mittel. Zu diesem Zweck begeben sich der Sache kundige Männer in ein bestimmtes Haus; dort sehen sie in einer Traumvisiön den schuldigen Elefanten. Sie verwandeln sich — alles in ihrer Traumvision — in Bienen oder Vögel und belästigen in dieser Gestalt den als schuldig erschienenen Elefanten so lange, bis er dadurch gezwungen ist, seine Menschengestalt wieder anzunehmen, und die Beschwörer merken sich nun möglichst genau das Aussehen der ihnen auf diese Weise erschienenen Person. Am andern Tag wird von ihnen irgend ein Mensch als der ihnen erschienene Schuldige bezeichnet, und da derselbe seine Tat nicht eingesteht, wird über ihn ein Gottesurteil in der Form herbeigeführt, daß er die Abkochung einer giftigen Baumrinde zu trinken bekommt. Bricht er das Gift wieder aus, so hat ihn das Gottesurteil für unschuldig erklärt; stirbt er, so gilt er als zugleich der Tat überführt und bestraft. Sein Leib wird geöffnet und bei etwas gutem Willen kann man aus den Windungen des Darms stets das Bild eines Tiers herauslesen, wodurch seine Schuld noch nachträglich als untrüglich bewiesen erscheint.

Nach einem Märchen der an der Hudson Bay wohnenden Eskimos war der Wolf früher eine arme Frau, die so viele Kinder hatte, daß sie dieselben nicht ernähren konnte. Sie nahm also Wolfsgestalt an und durchzog, währenddem sie ihren hungernden Kindern beständig Trostesworte zurief, Nahrung suchend das Land.

Ein Bruder des Indianergottes Menabuscho verwandelte sich jedesmal, wenn er auf die Jagd ging, in einen Wolf.

Nach einer Mitteilung von George Dorsey („Traditions of the Arikara," Washington 1894) wurde ein junger Arikara-Indianer von

einem Wolfe aus Lebensgefahr gerettet und als Sohn adoptiert; dieser verwandelte sich später sogar selber in einen Wolf und zeichnete sich als solcher besonders dadurch aus, daß er noch schneller als die übrigen Wölfe laufen konnte.

Nach De Smet weigern sich die meisten Frauen des Assiniboins das Fell des Wolfes zu gerben; als Grund dafür geben sie an, daß der Wolf manchmal toll werde und die Leute beiße. Um ihn zu versöhnen, machen sie ihm Geschenke und beten ihn an. Ein kleiner Wolf, gewöhnlich Medizin-Wolf genannt, wird von vielen Indianern hoch verehrt. Wenn ein Indianer sein Geheul hört, gibt er genau acht, ob dies stark oder schwach ist und aus welcher Richtung es kommt. Daraus zieht er dann Schlüsse für seine Zukunft. Ist er, nachdem er die Stimme jenes Wolfes gehört, bei seinem Unternehmen erfolgreich, so gibt er ihm zu Ehren ein Fest.

Einem verirrten Dakota, der von einer bösen Geisterfrau verfolgt wurde, zeigte ein mitleidiger Wolf den Weg nach einem Indianerlager, woselbst er gut aufgenommen wurde. Wenn er später Wild schoß, so warf er aus Dankbarkeit jenem Wolf stets einen Teil vor den Wigwam.

Wenn die Schwarzfußindianer hungrig sind und ein Wolfslied singen, so finden sie sicher Nahrung. Sie und die Wölfe sind zuzuverlässige Freunde; auch können sie miteinander sprechen. Sie erzählen, daß in früheren Zeiten die Wölfe manchmal tobsüchtig wurden und nicht nur andere Tiere, sondern sogar auch die Menschen anfielen. Wer von ihnen gebissen wurde, verfiel ebenfalls in Tobsucht und konnte nur durch ein Schwitzbad kuriert werden.

Unter den Omahas existiert eine geheime Gesellschaft, deren Mitglieder vorgeben, von den Wölfen Zauberkräfte erhalten zu haben. Dieselben feiern zu Ehren derselben jährlich ein Fest.

Die Landbewohner des Uralgebirges glauben allgemein, daß ein Mann, den ein Wolf früher erblickt als er ihn, lo lange stumm bleibt, wie das Raubtier lebt.

Die alten Irländer hielten die Wölfe für ihre Taufpaten und gebrauchten die Zähne derselben als Amulete.

Der Wolf als Wotans Tier war Sinnbild des Todes, des Schreckens und der Nacht. Die Wölfe Geri (der Heißhungrige) und Frecki (der Grimmige) umspielten seinen Thron und wurde von ihm gefüttert.

Nach einem alten Glauben künden die in der Nacht heulenden Wölfe den Weltuntergang an. Dies ist eine Erinnerung an den eddischen Fenriswolf, dessen erschütterndes Geheul den Anbruch der Götterdämmerung ansagt. Kein Wunder, daß die alten Germanen dem Wolfe nicht sonderlich gewogen waren. Wer bei einem Wolfe Gevatter stehen will, muß einen Hund unter dem Mantel haben, lautet ein Sprichwort und ein anderes: Einem gezähmten Wolf und getauften Juden ist nimmer zu trauen.

V.

„Only beware of the fever, my friends, beware of the fever!
For it is not like that of our cold Acadian climate,
Cured by wearing a spider hung round one's neck in a nutshell."

Nach Ovid bildete sich die Nymphe Arachne auf ihre Kunstfertigkeit im Spinnen soviel ein, daß sie sich erkühnte, Minerva zu einem Wettkampfe herauszufordern. Diese wob nun ein das Leben der Götter verherrlichendes Bild und glaubte, damit ein Meisterstück geliefert zu haben. Arachne antwortete aber darauf mit einem das Treiben der Olympier verspottenden Kunstwerke, worüber die Göttin dermaßen in Wut geriet, daß sie dasselbe zerstörte, ihre Gegnerin in eine Spinne verwandelte und sie und ihre Nachkommen dazu verurteilte, beständig an einem selbstgesponnenen Faden zu hängen.

Der göttliche Ursprung der Spinne und ihre geheimnisvolle Beziehung zu überirdischen Mächten wird durch die Gebräuche und Märchen mehrerer Völker bewiesen. Der Peruaner bedient sich der Spinne, um den Willen der Götter zu erforschen. Als Wetterprophetin genießt sie einen weit verbreiteten Ruf; ebenso auch als Glücksverkünderin. Im Toskanischen herrscht der Aberglaube, daß die Spinne, die man am Abend sieht, nicht verbrannt werden darf; dasselbe aber darf mit der, die sich am Morgen zeigt, geschehen, nur muß man sie nicht mit den Fingern anrühren. Dies erinnert an den bekannten deutschen Spruch:

„Eine Spinne am Abend
Ist erquickend und labend;
Eine Spinne am Morgen
Bringt Kummer und Sorgen."

Auf der Insel Rügen heißt eine gewisse kleine Spinne Glücksspinne; wer diese tötet oder sie auch nur vertreibt, wird vom Unglück verfolgt. Wer in der Mark an schlimmen Augen leidet, fängt eine Spinne, steckt sie in eine Nußschale, verklebt diese und hängt sie dann um den Hals. Auch das Fieber kann auf diese Weise vertrieben werden. Um letzteres zu tun, nimmt man im Staate Indiana ein Spinngewebe, rollt es zu einem Kügelchen zusammen, wirft es in ein mit Whisky gefülltes Glas und leert dies auf einen Zug. Auch Amerika hat seine kleine Glücksspinne, money spinner genannt; war eine solche irgendwie belästigt, wird es nie zur vollen Börse bringen.

Zeigt sich in Kanada eine Spinne auf dem Kleide einer Jungfrau, so stößt diese durchaus keinen nervösen Angstlaut aus, sondern läßt sie ungestört weiter kriechen, weil ihr durch diesen Besuch angedeutet wird, daß sie bald ein neues Kleid erhält. Läßt sich dort eine Spinne auf das Brautkleid während der Trauung nieder, so ist dies das zuverlässigste Zeichen, daß die Ehe glücklich wird.

Spinngewebe im Stalle verscheuchen die Hexen und machen jede schädliche Einwirkung auf das Vieh unmöglich.

Große Spinnen sieht man nicht gerne, da sie meist Zank und Streit im Gefolge haben. Läuft eine solche über das Bett eines Kranken, so ist das Todesurteil desselben gesprochen.

Wenn ein Junge eine langbeinige Mauerspinne auf sein Knie setzt und dieselbe kriecht ohne mit den Fingern geführt zu werden, um es herum, so steht demselben großes Glück und langes Leben in Aussicht.

In Frankreich, wo der Talisman zu den Notwendigkeiten des Lebens gehört, ist die in Gold gefaßte Bohne, der Kaninchenfuß und die Truthahnklaue, ja sogar die am kleinen Kettchen getragene kleine Schildkröte, deren Panzer mit kostbaren Steinen inkrustiert wurde, längst verächtlich bei Seite gelegt worden — wofür letztere jedenfalls sehr dankbar sein wird. Doch sollte man es wohl für möglich halten, daß die armen, winzigen Schildkröten jetzt durch recht ansehnliche Spinnen ersetzt werden? Es ist in der Tat so. Allerdings läßt man das den meisten Leuten Schauder einflössende Insekt nicht lebend umherkrabbeln wie seine Vorgängerin, aber es ist unbedingt notwendig, daß es die Person, die es als

Amulet tragen will, eigenhändig lebend einfängt und dann ebenfalls lebendig unter das Glas einer eleganten, goldenen Kapsel setzt, die an die Uhrkette, das Armband oder die Brosche gehängt wird. Auch kann die bedauernswerte, dem Hungertode geweihte Spinne in das zu öffnende Mittelstück eines direkt zu diesem Zwecke gefertigten Armbandes oder einer Vorstecknadel eingeschlossen werden. Nur muß man darauf achten, daß man das Spinnjuwel stets bei sich trägt; hat man das Amulet ein einziges Mal vergessen, dann verliert das Insekt sofort seine glückbringende Eigenschaft und muß durch ein neues, lebend eingefangenes ersetzt werden.

In Tyrol glaubt man, die Kreuzspinne könne die Nummer des großen Loses verraten. Man legt in ein Trinkglas zusammengerollte Papierstreifen, wovon jeder eine Nummer enthält, und läßt dann die Spinne in das Glas kriechen; auf dem Streifen, welchen sie umspinnt, befindet sich die Glücksnummer. Auch in Westfalen gilt die Kreuzspinne, da sie der Luft alle Giftstoffe entzieht, als als ein heiliges Insekt. Das Haus, worin sie sich aufhält, bleibt vom Blitzschlag verschont; deshalb läßt man sie auch ungestört. Wer sie umbringt, begeht eine Todsünde.

In den Fabeln der Hottentotten spielt die Spinne die Rolle des schlauen Reineke oder Däumerlings; sie überlistet alle Tiere, mit denen sie in Berührung kommt und geht aus allen Gefahren siegreich hervor.

Ein Märchen der Aknapemneger in Afrika lautet:

Yankompon hatte eine sehr schöne Tochter. Wenn sie jemand heiraten wollte, sagte er immer Nein. Die Spinne und die Katze überlegten, sie seien des Vaters Kammerdiener und wollten ihn deshalb fragen, ob er nicht einem von ihnen seine Tochter zur Frau geben wolle. Er entgegnete ihnen: „Ihr seht, daß ich euch beide liebe, und ihr habt mich um eine Sache gefragt, die ich nur einem von euch geben kann. Deshalb werde ich etwas an den Eingang des Dorfes setzen und euch um die Wette rennen lassen. Wer zuerst dort anlangt, soll meine Tochter erhalten.“ Er tat so und ließ sie wettrennen, und die Katze langte zuerst dort an. Daraufhin gab er seine schöne Tochter der Katze. Und als dies geschah, wurde das Auge der Spinne rot vor Neid und sie ward der Katze spinnefeind.

Aber Gott hatte auch einen Widder und zwar einen sehr großen. Mit diesem, sagte er, wollte er etwas Besonderes vornehmen und zwar an einem Sonnabend. Als das die Spinne hörte, ging sie am Freitag in Gottes Schafhof, um jenen Widder zu fangen, schlachtete und aß ihn, streute die Gebeine umher und die Suppe goß sie ins Kleid der Katze. Am Morgen sagte Gott, man solle den Widder holen. Man ging und fand ihn nicht und berichtete es wieder. Nun ließ Gott ausschellen, es habe jemand ein Tier genommen. Es wurde genauer nachgesehen und in der Wohnung der Katze ein Gerippe gefunden. Gott sprach: „Geh, rufe sie!“ Man tat so und fragte sie: „Woher kommen die vielen Gebeine in deinem Gehöfte?“ Sie sagte: „Ich weiß nicht.“ Sodann fragte man sie weiter: „Woher diese Suppe in deinem Kleid?“ Sie hatte kein Wort der Entgegnung. Deshalb erklärte nan ihr, sie sei es, die den Widder gestohlen habe. Gott aber nahm ihr seine Tochter wieder. Von der Zeit an schreit die Katze: „M'aniawu!“ (mein Auge ist gestorben; das bedeutet: ich schäme mich).

Nach einem Märchen lernte ein Volksstamm in Westafrika die Kunst, Fischnetze zu flechten, von den Spinnen. Mehrere amerikanische Indianervölker haben ähnliche Erzählungen, ohne daß man deshalb, da das geistige Leben der Naturmenschen überall von denselben Ideen geleitet wird, an einen gemeinsamen Ursprung dieser naiven Produkte zu denken braucht.

Im Monde erblickt man so ziemlich alles, was man sich durch die Phantasie vorgaukeln läßt. So sehen auch einige Märchenerzählerinnen eine Jungfrau mit einem Spinnrad darin, die auf Wunsch ihrer Mutter deshalb zum ewigen Spinnen verurteilt ist, weil sie sich in später Nacht, nachdem die anderen Mädchen längst mit ihren Spinnrädern nach Hause geeilt waren, noch mit lustigen Gesellen herumgetrieben und sogar auf dem Kirchhofe getanzt hatte. Es ist dies dieselbe, welche die zarten Altweibersommer genannten Herbstfäden spinnt.

Der Spinnrocken galt früher als das Symbol des häuslichen Fleißes. Selbst die Königinnen vergangener Zeiten sahen eine Ehre darin, sich am Spinnrad oder Webstuhl zu beschäftigen; ja sogar Eva soll nach einem alten Reime im Paradies gesponnen haben.

Die Kunst des Spinnens soll den altdeutschen Frauen durch

die Göttin Berta, die auch unter den Namen Hulda, Holle, Frigga und Gode erscheint, gelehrt worden sein. Sie zieht heute noch der Sage nach zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag nächtlich von Haus zu Haus, um die fleißigen Spinnerinnen zu belohnen und die faulen zu bestrafen. Die Zeit, „da Berta spann", galt als Glückszeit. Non e piu il tempo che Berta filava, sagen die Italiener. Der nervenerschütternde Maschinenlärm hat das anheimelnde Schnurren des Spinnrads längst übertönt; es ist in die Rumpelkammer gewandert und dient dort fleißigen Spinnen zum Webstuhl. Damit ist nun leider auch die Spinnstube, diese altehrwürdige Erhalterin des Volksliedes und Märchens, aus dem deutschen Leben verschwunden.

Frau Berta oder Holle ist zugleich auch eine Himmelsgöttin; die lichtweißen Wolken sind ihre Schafe, die Sonnenstrahlen ihre goldenen Locken. Wenn es schneit, so pflückt sie ihre Gans, macht ihr Bett oder schlägt ihr weißes Gewand auseinander. Wenn es regnet, wäscht sie ihren Schleier. Sie ist es, welche die Kinder aus ihrem Brunnen holt und sie auch wieder zu sich ruft. Sie ist Herrin über Leben und Tod. In den Schlössern, in welchen sie als weiße Frau erscheint, erwartet man bald einen Sterbefall. Dadurch, daß man ihr ein Spinnwebgesicht mit langen Zähnen andichtet, ist sie in einigen Gegenden Deutschlands, besonders in Pommern, zur Schreckensgestalt für die Kinder geworden. Luther nennt sie wegwerfend „Frau Hule mit der Potznasen".

VI.

„And the streets still reecho the names of the trees of the forest,
As if they fair would appease the Dryads whose baunts they molested."

Jedes Naturvolk hat seine heiligen, unter dem besonderen Einfluß der Götter stehenden Bäume, von denen sein eigenes Schicksal abhängig ist. Die Dryaden der Griechen waren nicht nur, wie ihr Name andeutet, Schutzgöttinnen der Eichen, sondern vielmehr aller Bäume, mit denen sie lebten und starben. Wer diese also pflegte, war ihres Wohlwollens versichert.

Beinahe überall finden wir die heiligen Haine als Sitz der Götter und des Gottesdienstes, und selbst der heutige, vielfach abgestumpfte Mensch versteht es noch, warum jene stillen, abgelegenen Wälder zu solcher hohen Bedeutung gelangten. Poseidons Fichten-

hain auf dem Isthmus zu Korinth, die heiligen Ölbäume von Olympia und zu Athen, das sind nur wenige der bekanntesten Beispiele für die hohe Wichtigkeit, welche die Verehrung der Bäume zur Zeit der höchsten Kultur des Altertums besaß. Bis auf die Jetztzeit haben sich Spuren davon erhalten, freilich mit einer wesentlichen Änderung der Auffassung, besonders betreffs der Weihnachts- und Maibäume.

In den zahlreichen Liebesabenteuern der griechischen Götter spielte der Baum eine hervorragende Rolle. So wurde Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt, um sie gegen die Nachstellungen des lüsternen Apollo zu schützen. Lotis wurde zum Lotos, um gegen den zudringlichen Priapus gefeit zu sein.

Der Baum ist das Sinnbild des Lebens und Todes. Er hat eine Seele; das Rauschen seiner Blätter ist die Stimme desselben; er lebt, trägt Früchte, verwelkt und stirbt wie der Mensch. Er steht mit dem Leben der Menschen in engster Verbindung. Die Mayas nennen sich Söhne der Bäume. Nach einer Sage der Leni-Lapi erschuf der große Geist das erste Menschenpaar aus Baumstämmen; die Antillenindianer hingegen lassen nur die erste Frau aus einem Baum entstehen. Die Vorfahren der Sioux wuchsen wie Bäume aus der Erde und erlangten erst dann die Fähigkeit sich zu bewegen, nachdem eine Schlange die Wurzeln abgebissen hatte.

In Japan gibt es nach Griffis („The Mikado's Empire") Bäume, die dem Gotte Kami geweiht sind; sie gelten als Wohnungen der Schutzgeister und es sind schon Revolutionen entstanden, als auf Befehl der Regierung einige derselben umgehauen wurden. Mehrere dieser Bäume besitzen sogar die geheimnisvolle Eigenschaft, Menschen an sich zu fesseln und sie derart zu hypnotisieren, daß sie sich an denselben aufhängen. Fühlt sich ein Japaner beleidigt, so bildet er die Figur des Übeltäters so gut er vermag in Stroh nach, nagelt sie in der Nacht um zwei Uhr an einen dieser heiligen Bäume und bittet den darin wohnenden Gott, den Frevler zu bestrafen.

Die Omahas haben zwei heilige Bäume, Esche und Tanne. Erstere repräsentiert die natürliche, den Menschen wohlwollende Kraft, weshalb auch die Friedenspfeife aus dem Holze derselben verfertigt wird; die Tanne hingegen vertritt die zerstörende Naturgewalt, wie Blitz Feuer und Krieg.

Die Osages verehren die Tanne als Baum des Lebens.

Die Yuracarres in Bolivien haben ein Märchen von einem Mädchen, das mit seiner Mutter an einem abgelegenen Orte wohnte und beständig über sein einsames Leben klagte. Eines Tages sah es einen schönen Baum, der ihm so sehr gefiel, daß es ihn, um ihn noch schöner zu machen, mit Farbe bemalte. Dieser verwandelte sich nun gegen Abend in einen jungen Mann, der die ganze Nacht bei ihm blieb, aber beim Morgenrot plötzlich verschwand. Als er jedoch am Abend wieder erschien, band das Mädchen ihn auf den Rat seiner Mutter fest und befreite ihn erst dann, als er fest versprach, von nun an beständig bei ihm zu bleiben. Und er hielt auch treulich sein Wort und beide lebten glücklich, bis er von einem Jaguar zerrissen wurde.

Die japanische Volkspoesie treibt ihre schönsten Blüten, wenn sie sich mit den Gefühlen beschäftigt, welche dem Japaner als die höchsten gelten: Kindes- und Elternliebe. Eines der durchdachtesten Beispiele finden wir in der Legende vom Regen.

Was ist stärker als Mutterliebe? Mögen auch Dämonen eine Mutter von ihrem Sohne trennen, sie wird ihn zu finden wissen. Ehret die Liebe einer Mutter zu ihren Kindern!

Die Sakura warfen ihren Schatten über den Palast Yoshida-no-sho-sho's, in Kioto, und ihre Blüten dufteten und die Mondgöttin versilberte die Zweige. Die Wärter des kleineu Umewako-maru waren ins Freie getreten, um sich an dem schönen Anblick zu ergötzen und das Kind blieb allein. Da tritt eine nackte Gestalt in das Schlafzimmer. Sie kriecht am Boden entlang, vorsichtig und geschmeidig wie ein Tiger. Es ist ein oni (Dämon), ein Unglücksbote aus einer anderen Welt, ach, ein kado-mukashi (Kinderräuber).

Lauschend hält er inne. Aus dem Garten dringen die fröhlichen Stimmen des Gesindes in die Stube. Nichts stört sein frevles Beginnen. Da tritt er an das Bett, legt dem Kinde eine Hand auf den Mund und hebt es hoch mit der anderen. Und dann verschwindet er mit seiner Beute.

So angenehm fließt die Zeit dahin, daß die Wärter ihre Pflichten gänzlich vergessen und erst als die Stunde des Ochsen (2 Uhr morgens) vom Tempel verkündet wird und der Mond sich sein Lager sucht hinter schützenden Wolken, erinnern die Wartefrauen sich

ihres jungen Gebieters. Sie betreten das Zimmer und treffen dort die Mutter, die, durch einen furchtbaren Traum aus dem Schlafe geweckt, herbeigeeilt war. Entsetzen starrt aus ihren tränenfeuchten Augen, als sie das leere Bett erblickt.

„Wo ist mein Sohn“, ruft sie, „Ihr pflichtvergessenen Diener, was habt Ihr mit ihm getan?“

Schrecken bemächtigt sich aller. Sie suchen im ganzen Palast, sie forschen auf der Straße, sie fischen im Weiher, sie rufen im Walde. Aber seine Spur ist verloren und er ward nie wieder gesehen.

Furchtbare Verzweiflung bemächtigte sich der unglücklichen Mutter. Sie schnitt ihr rabenschwarzes Haar ab und vertauschte ihre seidenen Gewänder für ein härenes Hemd. So wanderte sie von Provinz zu Provinz, überall nach ihrem Liebling suchend. Der aber war nach dem fernsten Norden entführt worden und wurde dort grausam behandelt.

Viele Jahre vergingen. Eines Tages zogen sechs Männer daher und in ihrer Mitte führten sie einen dreizehnjährigen Knaben. Seine kleinen Beine konnten mit denen der Männer nicht Schritt halten, aber wenn er zurückblieb, wurde er geschlagen.

„Edle Herren,“ flehte er, „laßt mich hier ruhen. Ich bin zu müde, um weiterzugehen. Meine Seele will schier den Körper verlassen.“

Wohl ließen ihn seine Peiniger nun zurück, aber erst, nachdem sie ihn unbarmherzig geschlagen hatten.

Der Knabe wartete, bis die Männer seinen Blicken entschwunden waren. Dann klatschte er zweimal in die Hände, nm die Aufmerksamkeit der Götter auf sich zu lenken und rief sie also an:

„Oh, Ihr Götter, hört meine Bitte! Schwer, aber gerecht ist die Strafe, die ich für meine Sünden erleide, begangen in einem früheren Leben. Und doch flehe ich Euch an, gütige Götter, daß Ihr mir noch einmal das Antlitz meiner geliebten Mutter zeigen möget!“

Hierauf verlor er das Bewußtsein und die Götter sandten einen alten Mann des Weges. Dieser Greis hatte von dem sterbenden Knaben geträumt und war ausgegangen, um den Leidenden zu suchen. Als dieser ihn erblickte, glaubte er einen neuen Feind vor sich zu haben und rief die Barmherzigkeit Buddah's an. Aber der alte Mann hob ihn zärtlich auf und wollte ihn nach seiner Hütte tragen.

„Ich danke Dir für Deine Güte," sagte der Knabe, „bitte Dich aber, mich an dieser Stelle sterben zu lassen. Bald wird der Faden meines Lebens zerreißen. Vorerst aber will ich Dir Aufschluß geben über mein Schicksal. Obwohl Du mich hier in Fetzen siehst, so entstamme ich doch einer reichen und edlen Familie. Ich bin Umewaka, der Sohn Yoshida-no-sho-sho's, von Kioto. Dieser teile mit, wie und wann ich mein Ende fand. Und wenn ich die Augen für immer geschlossen habe, begrabe mich an dieser Stelle und pflanze eine Yanagi (Weide) über meinem Grabe, auf daß meine Mutter die Stelle finden möge, wo meine Gebeine ruhen."

Noch einmal blickte der Knabe dankbar zu dem alten Manne auf und hauchte dann seine Seele aus.

Wohl unternahm der Greis die Reise nach Kioto, aber Yoshida-no-sho-sho war nicht in ihrem Hause. Sie befand sich noch immer auf der Wanderung, auf der Suche nach ihrem Kinde.

Wundervoll wuchs die Weide heran, deren Wurzeln Umewaka's Gebeine berührten. In wenigen Monaten überragte sie alle anderen Bäume, ihre Zweige hingen tief hinab und wenn der Wind die Blätter bewegte, hörte man im Säuseln das Wort „okka-san" (Mutter).

Ein Jahr war vergangen seit dem Tode Umewaka's und der alte Mann begab sich zu dem einsamen Grabe, um dem Andenken des Knaben eine Träne zu widmen. Da trat eine Frau in härenem Gewande auf ihn zu und fragte ihn nach der Ursache seiner Trauer.

Der Greis verneigte sich tief und sagte: „Ich beweine das Schicksal Umewaka-maru's, des Sohnes Yoshida-no-sho-sho's".

Da sank die Frau an dem Grabhügel nieder und flüsterte: „Mein Sohn, oh, mein Sohn!" Ohne das Haupt zu erheben, blieb sie bis zur Stunde der Ratte (Mitternacht) bei dem Grabe. Dann aber hörte sie ein sonderbares Geräusch und als sie aufblickte, sah sie ihren Sohn vor sich stehen. „Teure Mutter," sagte dieser, „nicht umsonst sind meine Tränen geflossen. Seit einem Jahre wohnt meine Seele in diesem Baume. Und nun haben die gütigen Götter Dich mir gesandt."

Da weinte die Mutter vor Freude und vor Schmerz. „Viele tausend Meilen bin ich gewandert," sagte sie, „scharfe Steine haben auf den Bergen meine Füße zerrissen und scharfe Dornen im Walde. Ich habe Hunger und Durst gelitten und habe Dich bei Tage und bei Nacht gesucht. Ach, es war meine Hoffnung, Dich unter den

Lebenden zu finden. Nun dies aber nicht der Götter Wille war, so will ich Ihnen doch für die Gnade dankbar sein, daß sie mich zu dieser Stelle geführt haben. Was kann ich nun tun, um Deiner Seele Frieden zu geben?"

„Bete mit mir zu den Göttern," erwiderte er, „dann werden sie sicherlich Erbarmen haben und mich aus diesem Zustand erlösen."

So beteten die beiden zu den Göttern, die Seele neben der weinenden Frau. Aber als der Morgen graute, da schien die Seele verschwunden. Doch von den Zweigen der Yangi flossen Tränen und der Wind bewegte die Blätter in so seltsamer Weise, daß alle Vorübergehenden das Wort „Okka-san! Okka-san!" hörten.

Als ihre Todesstunde nahte, ließ die Mutter nahe der Weide einen Tempel errichten und an jedem 15. März, dem Todestage des Knaben, wird darin für seine Seele gebetet. Die Seele der Mutter aber lebt in einem weißen Storch weiter, der auf dem Dache des Tempels sein Nest hat.

Und wenn es am 15. März regnet, sagen die Leute: „Macht keinen Lärm, Klein-Umewaka weint."

Grimm und Plöß haben ausführlich auf die weit verbreitete Sitte aufmerksam gemacht, bei der Geburt eines Kindes einen Baum zu pflanzen. In der Schweiz pflanzt man bei dieser Gelegenheit einen Apfelbaum für einen Knaben und einen Nußbaum für ein Mädchen. Auf der Insel Bali in Ostindien wird, sobald ein Kind die Welt erblickt, eine Kokospalme als dessen Lebensbaum gepflanzt. Nach dem babylonischen Talmud wurde eine Fichte einem neugeborenen Mädchen und eine Ceder einem jungen Knaben gewidmet. Am ersten Geburtstage Vergils pflanzte der Sage nach sein Vater eine Pappel und hoffte, daß, da dieser Baum gewöhnlich größer wird als die anderen, der Sohn durch Geistesgaben seine Zeitgenossen übertreffen werde.

Wenn ein Bewohner des Ostufers der Chesapeakebai verreist, so pflanzt er einen Zweig des live-for-ever (Sedum Telephium) in den Garten; blüht derselbe nach einiger Zeit, so hat der Entfernte Glück, verwelkt er aber, so erlebt er zahlreiche Enttäuschungen.

Die kleinen Kinder stammen in Tirol aus hohlen Bäumen.

Wer in Irland einen Dornstrauch beschädigt, wird von den darin wohnenden Elfen gezüchtigt.

Wenn die abergläubischen Holzfäller in Bengalen an ihr Geschäft gehen, nehmen sie einen Fakir mit, welcher dem die Tiger und andere reißende Tiere des Waldes beherrschenden Gott ein Opfer bringt, damit jene Arbeiter ihre verbrecherische Tätigkeit nicht mit dem Leben bezahlen.

In einigen Gegenden Englands herrscht der Gebrauch, einen grünen Zweig auf den Stumpfen eines umgehackten Baumes zu stecken; dadurch soll nämlich der denselben belebende Geist versöhnt und zu den Glauben verleitet werden, daß, da jener Zweig weiter wachse, seine Wohnung zwar vorübergehend verstümmelt, aber nicht ganz zerstört sei.

Daß die Babylonier einen Lebensbaum besaßen, bezeugt ein von George Smith entdeckter Zylinder.

Die alten Ägypter wünschten nach dem Tode unter einem von ihnen gepflanzten Baume zu wandeln. Im Schatten der Sykomore zu rasten, galt ihnen als das höchste und edelste Vergnügen, weshalb sie auch hofften, sich im Jenseits desselben zu erfreuen. Aus dem Holze dieses Baumes wurden Götterbilder und Amulete verfertigt; auch galten einzelne Teile desselben für heilkräftig. Er stand also in enger Beziehung zum diesseitigen und jenseitigen Leben.

Im Schlaraffenlande wachsen bekanntlich die Bauern auf Bäumen und fallen, wenn sie reif geworden sind, in ein paar bereitstehende Stiefel hinein. In Sachsen wachsen nur die schönen Mädchen an den Bäumen; unpoetische Zweifler behaupten jedoch, Bäume sei ein Druckfehler für Beine.

Nach vielen Volksliedern steht der Baum in enger Beziehung zum Schicksale der Liebenden. So heißt es zum Schluß des Liedes vom Baum im Odenwald

„Und als ich wieder kam zu ihr,
Verdorret war der Baum;
Ein andrer Liebster stand bei ihr,
Es war ein falscher Traum.“

Nach einem bekannten, von dem englischen Satyriker Swift in der ihm eigenen, spöttischen Weise bearbeiteten altgriechischen Märchen wurden die Eheleute Philemon und Baucis zum Lohne dafür, daß sie die wandernden Götter Jupiter und Merkur ohne sie zu kennen trotz ihrer großen Armut so reichlich bewirtet hatten,

der Wunsch erfüllt, an einem Tage zusammen zu sterben. Als dies geschehen, wurde er zur Eiche und sie zur Linde.

In dem schottischen Volksliede „Fair Janet“, in dem zwei Verliebte einen unverdienten Tod finden, heißt es zum Schluß:

„Darauf begrub man die beiden;
Auf seinem Grabe steht
Ein Birkenbaum; auf ihrem
Der Wind durch Rosen weht.“ *)

In dem altenglischen Liede, „Schön Gretchen“, in dem ebenfalls ein unglückliches Liebespaar vom Tod ereilt wird, heißt es:

„Zwei tiefe Gräber grub man nah
Der Kirch nach altem Brauch;
Auf ihrem wuchs ein Rosenbusch,
Auf seinem wuchs ein Strauch.

Sie wuchsen ineinander in
Der Luft nach kurzer Zeit;
Und dieser Blumenliebesbund
Hat jedermann erfreut.“ **)

In dem isländischen, von Willatzen übersetzten Tristramliede heißt es:

„Zwei Lieder aber wuchsen gemach
Aus ihrem Grab und dem seinen,
Und täten über dem Kirchendach
Die grünen Gipfel vereinen.“

Infolge des engen Zusammenhanges des Lebens der Menschen mit den Bäumen bluten auch diese, wenn sie beschädigt werden; dem Übeltäter wächst sogar nach dem Tode zur Strafe die Hand aus dem Grabe.

So weiß eine Sage zu berichten, bei Nürnberg seien drei Jungfern, die gottlos gelebt hätten, von einem Blitze erschlagen, ihr Geister aber in drei große Bäume verwiesen worden. Eine zweite meldet von einem Teufelsanbeter, er liege in der Hölle am Boden und müsse mit seinen Tränen sein Seelenbäumchen ernähren; denn wenn er nicht verdorre, sondern eine stattliche Höhe erreichte, sei

*) Schottische Balladen. Von Karl Knortz. Halle 1875.
**) Lieder u. Romanzen Altenglands. Von Karl Knortz. Köthen 1872.

ihm Erlösung und Verzeihung verheißen. Nicht selten sollen Bäume aus den Leibern unschuldig Gemordeter und Gerichteter emporgesproßt sein und so ihre Sündlosigkeit dargetan haben. In all solchen Fällen wird die Pflanze von der Seele gleichsam mit ihrem eigenen Leben erfüllt und menschenartig gestaltet. So kommt es, daß verletzte Bäume bluten und seufzen, sogar klagen und sprechen, zumal wenn sie gefällt werden. In Schlesien bittet noch manch ein armer Holzbauer sein Opfer um Vergebung und erlöst dadurch die Seele, die andernfalls, wie er meint, im Sumpfe fortleben müßte. Sonst ward allgemein angenommen, daß sie beim Sturze ihres Hauses als Vogel entschwebe und sich nunmehr Frau Holles Schar anschließe. Diese Anschauungen bilden den Hauptgrund für den alten und noch lebendigen Satz, jede mutwillige Schädigung eines Baumes sei Frevel, und für die schweren, ja entsetzlichen Strafen, die im Mittelalter darauf standen. Wem fiele hierbei nicht Tell's Gespräch mit seinem Knaben ein? „Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort die Bäume bluten, wenn man einen Streich darauf führe mit der Axt?“ „Wer sagt das, Knabe?“ „Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien gebannt, sagt er, und wer sie schädige, dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.“ Eine Entlehnung des Dichterfürsten aus dem Gebiete des schaffenden Volksgeistes, welche die kindlich fromme Denkweise der Natursöhne gar trefflich kennzeichnet.

Als einst Erysichthon, der Götterverächter, in einem der Ceres geweihten Walde einen alten Eichbaum, um welchen die Nymphen zu spielen pflegen, umhauen wollte, floß nach dem ersten Schlage Blut aus demselben; doch er ließ sich in seinem Zerstörungswerke dadurch nicht stören und wurde dafür später von genannter Göttin empfindlich bestraft.

Das Verdorren der Bäume gilt in Amerika häufig als Anzeichen des Todes ihres Eigentümers, so auch, wenn ein Baum zweimal im Jahre blüht.

Wer in Deutschland, wie Montanus berichtet, am Zipperlein leidet, pflanzt ein Bäumchen, spricht einen Segen darüber, und sobald es anfängt zu grünen, verliert sich die Krankheit. In vielen Ländern Europas werden Kranke, besonders Kinder, dadurch geheilt, daß man sie durch einen gespaltenen Baum zieht. Wird aber ein

solcher Baum dann umgehauen, so stirbt der Kranke und seine Seele geht in denselben über. Werden nun aus dem Holze jenes Baumes Bretter für ein Schiff gesägt, so nimmt die Seele die Gestalt eines Klabautermannes an und dient dem Fahrzeug und seiner Bemannung als Schutzgeist.

In Krain trauert der Ahorn, aus dessen Holz man einen Wirtshaustisch zimmern will, denn er weiß, daß er alsdann manche Zoten und Flüche anzuhören hat.

Dürre Bäume grünen plötzlich, um so Zeugnis für unschuldig Verfolgte abzulegen. Sie haben, wie die Tannhäusersage lehrt, mehr Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl als der Papst.

Im Mittelalter wurden die heiligen und heilenden Bäume mit „Frau“ angeredet. Zuweilen erschienen dieselben auch, wie z. B. in Tirol, als Waldfrauen, deren Wams aus Baumrinde und deren Schürze aus Wildkatzenfell besteht.

Wer in Sommersetshire einen Holunderbaum verbrennt, zieht großes Unheil auf sich herab, denn er ist von nun an den Nachstellungen der Hexen preisgegeben. In Cornwallis schützt ein in der Tasche getragenes Stückchen einer Esche gegen Rheumatismus; die giftige Schlange, die dort mit dem Zweige des genannten Baumes geschlagen wird, stirbt augenblicklich.

Der Haselnußstrauch gewährt besonders Schutz gegen Gewitter; mit einer demselben entstammenden, am Karfreitag oder in der Johannisnacht geschnittenen Gerte kann man abwesende Feinde schlagen.

Weniger aus romantischen als aus höchst praktischen Gründen hat man in der Neuzeit den Pflanzen junger Bäumchen große Aufmerksamkeit gewidmet.

In verschiedenen Staaten der Union ist der Baumpflanzungstag ein Schulfeiertag, der seinen Einfluß auf die Zukunft nicht verfehlen wird. Die junge Generation, bei welcher durch die Festlichkeiten das Interesse für die Pflanzenwelt erweckt wird, ist berufen, den großen Fehler der Alten gut zu machen, der Waldverwüstung ein Ziel zu setzen und der Forstkultur in den Vereinigten Staaten die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Der Baumpflanzungstag hat seinen Ursprung in dem baumlosen Prairiestaat Nebraska, über dessen Ebene der kalte Nordwind fegte und der vom Süden kommende,

alles verzehrende heiße Wind strich. Die ersten Ansiedler fühlten die Notwendigkeit, Schutz vor diesen Luftströmungen zu schaffen, sowohl für sich selbst als für ihre Herden und ihre Feldfrüchte. Aber es schien ein hoffnungsloses Unternehmen für die zerstreut wohnenden Ansiedler, Bäume in solcher Zahl anzupflanzen, daß von ihnen der erwünschte Schutz zu erwarten war. Da kam vor etwa zwanzig Jahren ein Gouverneur auf den Gedanken, die Ansiedler auf einen Tag im Jahre zu einigen, welcher ausschließlich dem Baumpflanzen gewidmet sein sollte. Er hoffte dadurch, die Leute zu gewinnen, welche sonst nicht zu bewegen gewesen wären, der Anpflanzung von Bäumen Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken. Er hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht.

Die Ackerbaukommission des Staates setzte einen Tag fest und das ganze Volk legte Hand an, so daß an dem ersten „Arbor Day" im Staate Nebraska über eine Million Bäume gepflanzt wurden. Der Baumpflanzungstag wurde zum Festtag, und in Nebraska sind jetzt 700 000 Acker Land mit Waldbäumen bestanden, die von Menschenhänden gepflanzt wurden. Der in Nebraska erzielte Erfolg veranlaßte die Bewohner anderer westlicher Staaten zu gleichem Tun und jetzt wird der Baumpflanzungstag, „Arbor Day", in allen Staaten der Union gefeiert, mit Ausnahme von Delaware und vom Indianerterritorium.



Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Leipzig 1907. 4 Hefte je etwa 3 Mark. Teutonia-Verlag.

Von der praktischen Erfahrung ausgehend, daß die vorhandenen Lehr- und Handbücher der germanischen Filologie teils von der Wissenschaft überholt, teils mit dem weitläufigsten Einzelwissen des Spezialisten belastet sind und daher in der Fülle des Stoffes und in den eingehenden Literaturnachweisen im wesentlichen der Forschung des Fachgelehrten dienen, den Jünger der Wissenschaft aber verwirren müssen, überdies die Anschaffung eines solchen umfangreichen Werkes mit ziemlichen Kosten verknüpft ist, hat die Verlagshandlung ein *gedrängtes und preiswertes Handbuch* der germanischen Filologie geschaffen. Es will

dem Studierenden

eine bequeme und zuverlässige *Einführung in die Wissenschaft* bieten und in einem

Abriß des gesamten Stoffgebietes der Germanistik und ihrer Bibliographie

die planmässige Durchführung und Vertiefung des Studiums vermitteln. *Der so oft vernommenen Klage des jungen Studenten über den Mangel eines zuverlässigen Führers und Beraters auf seinem Studiengange soll mit diesem Handbuche abgeholfen werden.*

Durch die systematische Zusammenfassung des positiven Wissens der germanischen Filologie bietet das Handbuch sodann

dem Lehrer im Amte

ein übersichtliches Orientierungsmittel über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und somit nicht nur ein treues Behältnis des umfangreichen, schwer zu beherrschenden und öfters der Auffrischung bedürftigen Wissensstoffes, sondern vor allem auch eine *Quelle neuer Belehrung und Anregung.*

Bei der Bearbeitung des Werkes ist aber auch auf diejenigen Rücksicht genommen worden, die, *ohne ein regelrechtes Hochschulstudium* einschlagen zu können, aus Liebe zur Muttersprache und um der großen nationalen Bedeutung der jungen, aber hoffnungsreichen germanistischen Wissenschaft willen, sich mit den gesicherten Ergebnissen der Germanistik vertraut machen und ein tieferes, geschichtliches, in den allgemeinen Kulturzusammenhang sich einfügendes Verständnis der Muttersprache erwerben wollen.

Dem Volksschullehrer

ist hier Gelegenheit geboten, den *Studiengang der Universität durchzumachen* und sich in den Besitz des gesamten gegenwärtigen Wissens auf germanistischem Gebiete zu setzen.

Das Verständnis der Muttersprache und ihrer Literatur zu vertiefen ist heute eine allgemeine *nationale Forderung.*

Der Kampf gegen die Bevorzugung fremder Art und Sitte, gegen herkömmliche oder modische Verunreinigung unserer Sprache bedarf des Rüstzeuges einer Sprachkenntnis von vielseitiger und tiefgründiger Kraft. Mit der Liebe allein ist es nicht getan! Den Sieg, die Überwindung des Gegners verbürgt erst *das Wissen von dem Reichtum, der Schönheit und glanzvollen Vergangenheit unserer Sprache.* Dieses Rüstzeug

jedem Freund und Vorkämpfer deutscher Sprache und deutschen Volkstums

in die Hand zu drücken, will sich dieses Handbuch nicht zum wenigsten angelegen sein lassen.

Einfachheit, Klarheit und Gründlichkeit waren bestimmend für die Aufstellung der Richtlinien zu dem Werke.

Möge es auch in den Kreisen unseres Volkes, die der kräftig aufsteigenden Bewegung zur Förderung und Reinigung unserer Muttersprache noch abwartend oder gleichgültig gegenüberstehen, das Wissen um unsere Sprache mehren, die Liebe zu dem Besten und Edelsten, was wir besitzen, wecken und den Willen zur helfenden Tat reifen lassen.

Das Werk wird in 4 Heften im Laufe dieses Jahres erscheinen. *Jedes Einzelheft bewahrt eine gewisse Selbständigkeit und innere Abgeschlossenheit und ist darum auch für den Einzelerwerb geeignet.* Zuerst soll
das 3. Heft:

Über deutsche Wortforschung und Wortkunde

ausgegeben werden. Es erscheint in der 2. Hälfte des April d. J.

Das 1. Heft wird außer der Einführung einen Abriß der Geschichte der Sprachwissenschaft und des Entwicklungsganges der deutschen Sprache bringen.

Dem 2. Heft ist im wesentlichen die Darstellung der Literatur im Rahmen der Sozial- und Kulturgeschichte unseres Volkes zugewiesen.

Im 4. Heft, dem Abschlußhefte, wird in der Hauptsache die Wortbildung zur Darstellung kommen.



Deutsche Sprachinseln

in Südtirol und Oberitalien.

Eine volkskundlich-sprachwissenschaftliche Untersuchung.

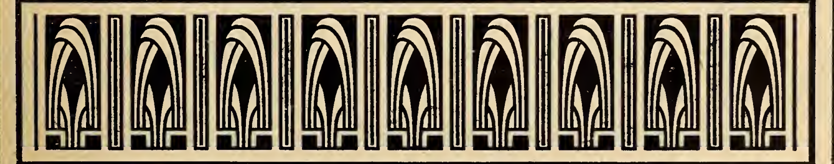
Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

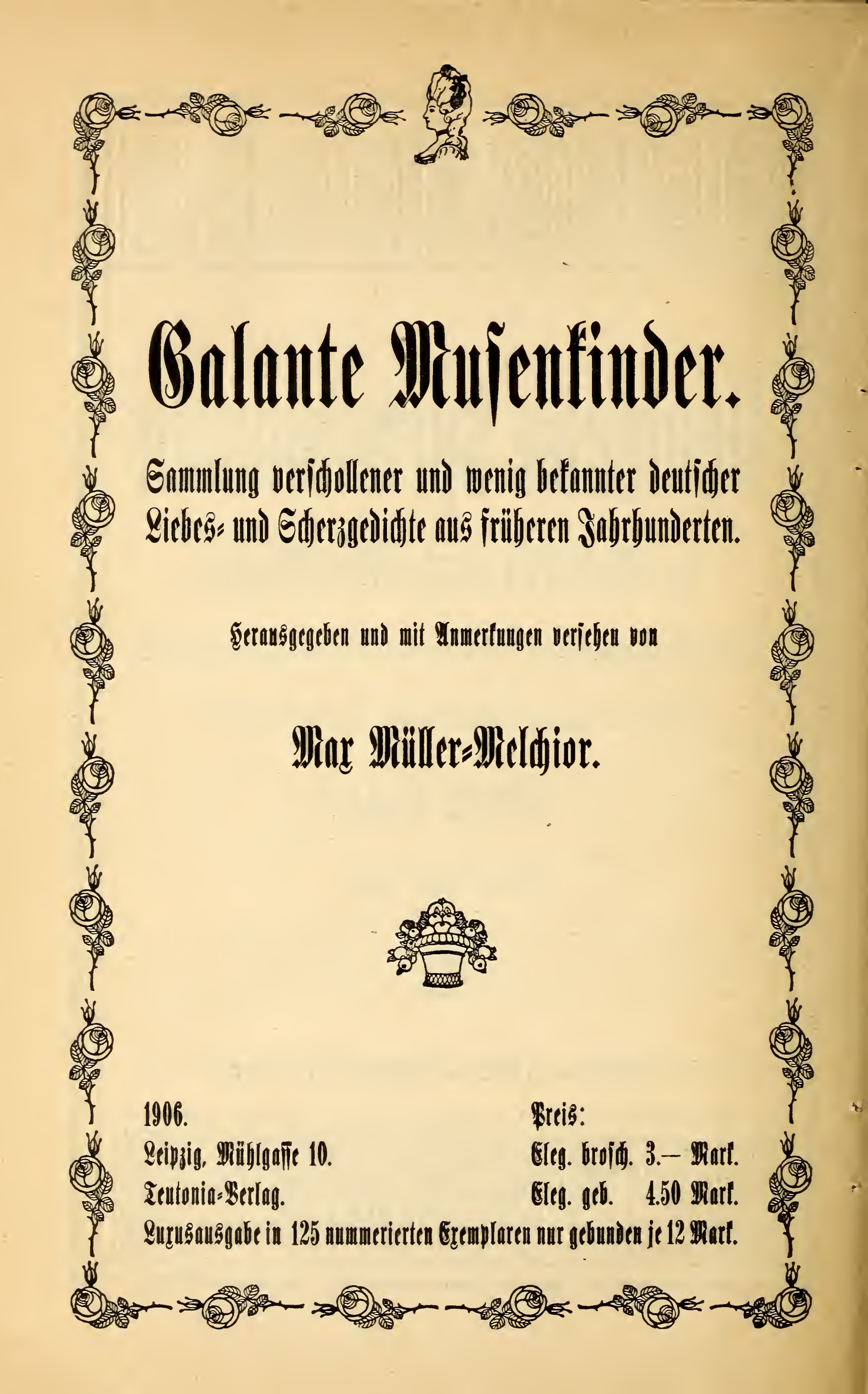
Alfred Bass.

Preis Mark 2.50.



Leipzig · 1901 ▫ Teutonia-Verlag.





Galante Musenkinder.

Sammlung verschollener und wenig bekannter deutscher Liebes- und Scherzgedichte aus früheren Jahrhunderten.

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von

Max Müller-Melchior.

1906.
Leipzig, Mühlgasse 10.
Teutonia-Verlag.

Leipzig im Taumel.

Nach Originalbriefen eines reisenden Edelmannes

Mit Titelkupfer.

O. O. (Leipzig.) 1799.

Wortgetreuer Abdruck des Originals auf Büttenpapier.

Mit Gottscheds „Vernünftigen Tadlerinnen“ setzt in Leipzig die moralische Satyre ein, um erst spät wieder zum Nachlassen zu gelangen. Nirgends im deutschen Vaterlande war der Boden für die Satyre auch so geeignet wie in Pleiss-Athen, der Musenstadt, die Goethe und Schiller zu ihren Gästen zählen durfte. Ein reiches Leben entfaltete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts, so daß hier nicht nur der Mittelpunkt des geistigen Lebens, sondern auch der Sammelpunkt aller Handelsbeziehungen der Welt entstand, der Leipzig weit über seine Grenzen hinaus berühmt und groß gemacht hat.

Vorteilhaft für die Ausgestaltung des ganzen Lebens war der Umstand, daß in Leipzig eine gewissermaßen großzügige und weitblickende Politik getrieben werden konnte. Leipzig war keine Residenzstadt, hatte aber auch keine Hofschranzen und war ebenso frei von dem Wuste mittelalterlichen Zunftrechtes der alten Reichsstädte, wie es sich auch in geistiger Beziehung zu der freieren Ansicht einer „Weltstadt“ aufgeschwungen hatte. Mit dem Aufblühen des Handelsstandes, dem zunehmenden Verkehr, der Konzentration der verschiedensten Wirkungen auf kleinem Gebiete konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß auch die Sitten dadurch zeitweilig die Grenzen des gesellschaftlichen Verkehrs freier wurden, als dies früher der Fall war. Der reiche Krämer, der begüterte Handwerker, die Alma mater waren bestimmend für den gesellschaftlichen Ton der Handelsstadt Leipzig. Hier schalten die moralistischen Satyriker Rabener und Gellert mit ihren harmlosen Gedichten die freien Sitten der Leipziger. Im Gegensatze zu diesen gut gemeinten und an sich recht wenig bedeutenden Beanstandungen wahrhaft Gebildeter trat im Laufe des 18. Jahrhunderts namentlich gegen Schluß desselben eine Reihe boshafter und verleumdungssüchtiger Satyriker auf, die sich nicht in erster Linie mit der Besserung ihrer Mitwelt befassen, sondern möglichst geräuschvoll durch ihr Tun und Treiben weitere Kreise der Stadt an den Pranger schleppen wollten, um sich teilweise für persönliche Anfeindungen zu rächen, teilweise um ihren



Urteile

über Werke des

Teutonia-Verlages

zu

Leipzig

Mühlgasse 10.

Zu Rußlands Revolution und Neugeburt.

Selbsterlebtes und Geschichtliches von **Dr. Adrian Polly. Teutonia-Verlag zu Leipzig.**

Die Tatsache, daß der St. Petersburger Korrespondent der „Hamburger Nachrichten“ ist und einen Teil der Beobachtungen, die in seinem Werke enthalten sind, bereits in unserem Blatte mitgeteilt hat, legt uns begreiflicherweise eine gewisse Reserve bei Empfehlung des Werkes auf. Andererseits erweist es sich nach Inhalt und Form so eindrucksvoll, daß wir, ohne in den Verdacht zu geraten, zu Gunsten des Verfassers und seines Werkes präokkupiert zu sein, **es ruhig wagen dürfen, demselben ein wohlwollendes Geleitswort mit auf den Weg zu geben.**

Um zunächst einen Begriff auf den Stoff zu gewähren, den es bietet, führen wir hier aus seinem Inhalte folgendes an: Der erste Abschnitt umfaßt die Periode während des russisch-japanischen Krieges, erörtert den Krieg und seine Ursachen, gibt einen Überblick über die russische Armee in Ostasien und schildert die letzte Seeschlacht, während er andererseits den Belagerungszustand in Polen, die Mission Wittes und die Vorläufer der russischen Verfassung bespricht. Der zweite Abschnit bespricht die Zeit nach dem Friedensschlusse; er bespricht die Friedensverkündigung, den Moskauer Semstwo-Städtekongreß, gibt Bilder aus den russischen Provinzen und erörtert die Hochschulreform, die Bauernfrage, die Freiheitsverkündigung und anderes. Der dritte Abschnitt ist der Revolutionsbewegung gewidmet. Er schildert die neue Regierung und die Umsturzparteien, die Generalstreiks, bringt Authentisches aus dem Kaukasus und persönliche Eindrücke aus den Revolutionsgebieten, sowie Stimmungsbeobachtungen im Banne der Revolution. Der vierte Abschnitt, der Rußlands Neugeburt ins Auge faßt, handelt vom Moskauer Vorparlament, den politischen Rednerschulen, dem Octobristen-Kongreß, enthält ferner Schilderungen aus den baltischen Provinzen, erörtert die Niederlage des russischen Proletariats, die letzten Zugeständnisse der Selbstherrschaft und anderes mehr.

Daß die Darstellungen des Verfassers „den subjektiven Gesichtswinkel nicht ganz ausschalten“, gibt er selbst zu und erblickt darin in gewissem Sinne einen Vorzug seines Buches. Sie beruhen auf der Beobachtung amtlicher Ermittlungen, aber es haben auch, wie es im Vorwort heißt, „hohe Staatswürdenträger und viele andere kundige Persönlichkeiten seine Aufzeichnungen durch wertvolle Informationen, durch Quellennachweise, Richtigstellungen und Mitarbeit gefördert“, wenn auch bei der Mehrheit derselben die Rücksicht auf ihre amtliche Stellung es verbietet, sie namentlich anzuführen, welche Stellung man auch dem Standpunkt des Verfassers gegenüber einnehmen möge, **eins ist gewiß, daß das Buch in der Epoche der Umwälzung und Neugestaltung des russischen Staates besondere Beachtung verdient.**

Hamburger Nachrichten, Beilage: Die Literatur. 23. Mai 1906. Nr. 11. 42.

Übersetzung einer Besprechung aus der Zeitung:
Christiania Nyheds- og Avertissements-Blad (Morgenposten) vom 9. Mai 1906 S. 4.

Zu Rußlands Revolution und Neugeburt.

Selbsterlebtes und Geschichtliches von Dr. **Adrian Polly** lautet in Übersetzung der Titel eines interessanten Werkes, das soeben im **Teutonia-Verlag** in Leipzig erschienen ist.

Das Buch ist eine Sammlung von Briefen, die in der Zeit vom 13. April 1905 bis 17. März 1906 geschrieben worden sind und der Verfasser steht in Verbindung mit einer Reihe hochstehender russischer Persönlichkeiten, darunter Graf Witte selbst, und hatte Zugang zu geheimen Staatsdokumenten. **Die Darstellung ist klar und übersichtlich** und das Buch gewährt einen überaus guten Einblick in die verschiedenen Entwicklungsphasen, die Rußland in letzter Zeit durchlaufen hat. Besonders interessant ist die Schilderung der Begebenheiten, die zum Kriege mit Japan führten.

Hier ist Witte, der die ganze Zeit für den Frieden arbeitete, noch des Verfassers Held, doch werden später im Buche Zweifel geäußert, ob er es verstanden hat, die Reformarbeit richtig anzupacken. Doch wird Wittes schwierige Stellung als Premierminister dem Volke gegennüber hervorgehoben, das teils auf Grund teuer erkaufter Erfahrung kein Zutrauen zu seiner Regierung hatte, teils auch glaubte, es wäre nach dem Zarenmanifest vom 30. Okt. 1905 so leicht, Rußland eine Verfassung zu geben, wie ein Kleid zu wechseln. **Der Verfasser ist reformfreundlich, aber nicht Revolutionär.** Als Motto könnte man dem Buche folgende Zeilen vom 30. April 1905 vorsetzen:

> „Auf der Anklagebank der Geschichte als verantwortlicher „Hauptschuldiger für das schwere Unglück, von dem das „Kaiserreich ereilt wurde und den es niederzuringen hat, um „in ernster, harter Arbeit mit eiserner Strenge sich wieder „zu glanzvoller Höhe emporzurichten, sitzt — **die heutige „Staatsordnung!“**

✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳

Zu Rußlands Revolution und Neugeburt.

Selbsterlebtes und Geschichtliches von Dr. **A. Polly.**

Das unter diesem Titel im **Teutonia-Verlag zu Leipzig** erschienene Buch ist eine Sammlung von Skizzen, welche der Verfasser — unser Petersburger Korrespondent — in der Zeit vom 1. April 1905 bis zum 23. März dieses Jahres über die Verhältnisse in Rußland geschrieben hat. Er weiß über dieselben teils aus eigner Anschauung, teils aber auf Grund von Mitteilungen, die ihm auf den

Geschichtsgang unmittelbar einwirkende Gewährsmänner gemacht haben, über die Vorgänge des russisch-japanischen Krieges und nach dem Friedensschlusse, sowie über die jüngste Revolutionsbewegung in Rußland viel Interessantes zu berichten und **liefert dadurch schätzbares Material für die künftige Geschichtsschreibung.**

Aus einer Besprechung des „Pester Lloyd" Nr. 115 v. 9. Mai 1906.

Aus dem **Teutonia-Verlag in Leipzig** liegt uns ein Werk vor, das sich ... betitelt und auf Grund persönlicher Erlebnisse des Verfassers und mit Hilfe **von Interviews leitender Persönlichkeiten** und einer **Anzahl ihm zugänglich gemachter Dokumente** eine im Ganzen ziemlich sachliche und wahrheitsgetreue Schilderung der Vorgänge und der jetzigen Situation in Rußland liefert. **Der Autor,** Dr. A. Polly, ist zwar **ein Gegner der Revolution,** aber er ist nicht blind gegen ihre Ursachen und räumt ohne weiteres die Schuld der Regierungsmänner, speziell aber die Verfehlung der russischen Bürokratie ein. Der Inhalt des Werkes setzt sich zusammen aus folgenden Abschnitten:

Der russisch-japanische Krieg. **Nach dem Friedensschluß.**
Die Revolutionsbewegung. **Rußlands Neugeburt.**

Zu empfehlen ist die Lektüre des reich mit Illustrationen geschmückten Buches denen, die ein zusammenhängendes Bild der Ereignisse in Rußland und ein relativ objektives Urteil über sie gewinnen wollen. Als Probe geben wir das, was der Verfasser über Witte sagt. Er schreibt u. a.:

(folgt längerer Auszug.)

Leipziger Tageblatt. Montag, 30. April 1906.

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

Zu Rußlands Revolution und Neugeburt.

Selbsterlebtes und Geschichtliches von Dr. **Adrian Polly.** (**Teutonia-Verlag** Leipzig 1906). Eine Sammlung von mehr als vierzig stofflich interessanten Petersburger Briefen aus der Zeit von Mitte April 1905 bis Ende Februar 1906 und drei Briefen vom März d. J. Der Verfasser hat seine Sache sehr ernst genommen, hat gewissenhaft beobachtet und läßt es sich angelegen sein, den Leser genau zu unterrichten. Er steht auf der Seite der Reformfreunde, **bewahrt sich aber ein möglichst ruhiges Urteil** und entwirft beispielsweise von General Trepow ein günstiges Bild, indem er ihn als liberalen, grundehrlichen, ritterlichen und liebenswürdigen Mann bezeichnet, dem nur die politische Schulung abgehe. Ausführlich beschäftigt sich der Verfasser mit Witte und dessen abmahnender Rolle in der ostasiatischen Frage. Das Buch (200 Seiten stark) ist mit einer Anzahl von Porträts und zum Teil ganz hübschen Momentaufnahmen ausgestattet.

Wiener Fremdenblatt. 22. Mai 1906. Nr. 140. S. 10.

Der Inhalt des Werkes setzt sich zusammen aus folgenden Abschnitten

Erster Abschnitt. Während des russisch-japanischen Krieges.

1) **Der russisch-japanische Krieg und seine Ursachen.** Vorherrschaft der Bureaukratie. Angebliche Träger einer grundverfehlten Politik. Vermeintliche Anstifter und wirklich Schuldtragende des mandschurischen Abenteuers. Vertrag mit der chinesischen Bank. Die Gesellschaft der chinesisch-östlichen Eisenbahn. Par force-Politik des Ministers des Äußeren. Pachtung der chinesischen Häfen. Erzwungene Räumung von Port-Arthur seitens der Japaner. Eifersucht der Großmächte. Der chinesische Boxeraufstand. Rückgang des russischen Einflusses in Korea. Ungehörte Warnungen. Die ostasiatische Industriegesellschaft. Höchstkreise als Holzspekulanten. Statthalter, Staatssekretär und Innenminister als Handelskonsortium. Der casus belli. 2) **Ein Bild über die russische Armee in Ostasien.** Russische Kriegsunfertigkeit. Unbrauchbares Kartenmaterial. Spionenfurcht. Russische Siege am grünen Tisch. Papierne Verordnungen. Telegramme unter Zensur. Kriegsjustiz. Aufrührerische Proklamationen. Mängel des Rekognoszierungsdienstes. Unbrauchbare Kanonen. Rapides Sinken der Zuversicht in der Armee. 3) **Die letzte Seeschlacht.** Unheilvolle Vorgänge. Sturmestoben in der Wasserstraße von Korea. Russisches Phlegma und Fatalismus. 4) **Der Belagerungszustand in Polen.** Aufgewühlte Volksleidenschaften. Revolutionäre Proklamationen. Die sozial-revolutionären Verbindungen. Der Bund, die „P. S. D.“ Der „P. P. S.“ und die „P. P. P.“ 5) **Die Mission Wittes.** Aufgehobene Ungnade. Friedenschancen. 6) **Witte.** Gegensatz zwischen Kaiser und Witte. Lebensführung und Arbeitsprogramm. Ein Interview. 7) **Die Vorläufer der russischen Verfassung.** Die Volksseele. Der Nationalcharakter. Das Bulyginsche Reichsdumastatut. Verstimmungen. Rechtlosigkeit der Presse, der Freiheit des Wortes und der Versammlungen. Freiheit der Landaufteilung.

Zweiter Abschnitt. Nach dem Friedensschluß.

8) **Die Friedensverkündigung.** Jubelnde Begeisterung. Die Analyse der Bedingungen. Rußlands Einfluß im fernen Osten eingebüßt. Angriffspunkte der Unzufriedenen. Wittes Verdienste. 9) **Der Moskauer Semstwo- und Städtekongreß.** Gefestigte Ziele. Zusammenschluß gegenüber der Regierung. Bestrebungen zur Erweiterung des Dumastatutes. 10) **Russische Provinzbilder.** Liberale Priesterbewegung. Bakuvorgänge und Naphtakrisis. Eine sozialdemokratische Sitzung in Kiew. Bewegung in den Hochschulen. 11) **Die Hochschulenreform.** Universitäts-Inspektoren. Der Senat. Professorengehälter. Weiterbildung des weiblichen Geschlechts. Studentenmeetings. 12) **Zur allgemeinen Lage.** Intime Hofkamarilla. Der unbequeme Emporkömmling. Wittes Talente und Charakter. Gruppierung und Parteien. 13) **Die Bauernfrage.** Kronbesitz. Notstand. Agrarische Unruhen. Mißernte. 14) **Die Freiheitsverkündigung.** Volksenthusiasmus. Verhöhnung der Polizei. Karnevalserguß unter freiem Himmel. Hooligans und „Hundert Rotte“. Presse und Premierminister.

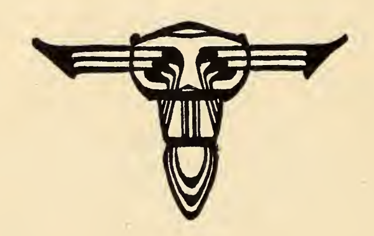
Dritter Abschnitt. Die Revolutionsbewegung.

15) **Die Wahrheit über die Sachlage.** Diplomatischer Schutz für fremde Untertanen. Blutige Zusammenstöße an allen Ecken und Enden. Revolte in Finnland. Garantien für die verkündeten Freiheiten. Mißtrauen gegen die Amnestievorlage. Ministerdemissionen. Vermehrung der Gegnerschaft Wittes. 16) **Die neue Regierung und die Umsturzparteien.** „L'appetit vient en mangeant.“ Durchgreifende Umgestaltungen. Absagen an den Ministerpräsidenten. 17) **Generalstreiks.** Wittes Schwäche. Unersättliche Volksbegierden. Sozial-Revolutionäre und Bürgertum. Der Ministerpräsident von zwei Seiten bedrängt. 18) **Authentisches vom Kaukasus.** Naphta und Eisenindustrie. 35 Millionen Schaden. Schweres Verschulden der Regierungsorgane. Attentate und Revolten. 19) **Persönliche Eindrücke aus den Revolutionsgebieten.** Die aufrührerischen Organisationen. Die Juden als fanatischeste Revolutionsführer. Charbin, das verwegenste Bild der Zerstörung. 20) **Stimmungsbeobachtungen.** Die Revolution in Estland. Gegensatz zwischen den Letten und den deutschen Adelsständen. Die Bauernschaft fordert das Gelübde der Kaisertreue. Weßhalb mußte Rußland im Kriege mit Japan unterliegen? 21) **General Trepoff.** Freudentaumel über den Sturz des Gewaltigen. Trepoff der Diktator. „Die Patronen sollen nicht

geschont werden.“ Zur Charakteristik des Generalgouverneurs. 22) **Im Banne der Revolution.** Die Tätigkeit der Reaktion. Nichtachtung des Manifestes. Der demokratische Verband. 23) **„Nitschewo.“** Der russische Post- und Telegraphenstreik. Petersburg eingesargt.

Vierter Abschnitt. Rußlands Neugeburt.

24) **Halbe Maßnahmen.** Der erste Schritt zur Verwirklichung des Manifestes vom 17./30. Oktober. Der Post- und Telegraphenstreik wütet fort. Der Kampf der Presse. 25) **Das Moskauer Vorparlament.** Die Vertrauensfrage für den Grafen Witte. Doppelspiel innerhalb des Ministeriums. Die Polenfrage. 26) **Die politische Rednerschule und anderes.** Redeschwall und Redekunst. Regierungsverteidigung und Revolutionspropaganda. Eifersucht und Mißtrauen gegen Deutschland. 27) **Ernste Maßnahmen.** Die Hauptstadt ohne Zeitungen. Ohnmacht der Revolutionspartei. Die Repressionspolitik. 28) **Armes Rußland.** Unerbittliches Strafgericht. Blindheit des Russenvolkes. Lynchjustiz. Unfähigkeit der Tschinowniki. Meuterei und militärische Unruhen. 29) **Endlich ein Umschlag.** Ruhmloses Ende der Aufstandsbewegung. Probe auf die Freiheitsverkündung. Rußlands Rettung vor wirtschaftlichem wie moralischem Bankerott. 30) **Niederlage des russischen Proletariats.** Streikfrivolität. Allgemeiner Volksprotest. Befestigung der Regierung. 31) **Das erste russische Parlamentsgebäude.** Kaiserin Katharina und Potemkin. Die architektonische Umgestaltung. Die Vermählung des Alten mit dem Modernen. Baukosten. 32) **Die letzten Zugeständnisse der Selbstherrschaft.** Manifest zur Ergänzung des Reichsdumastatutes. Ukas zur Umgestaltung des Kaiserlichen Reichsrates. Konstitutioneller Aufbau der russischen Volksvertretung. Weitgehende Konzessionen. 33) **Das vorläufige Ende der Revolution.** Verhaftung des revolutionären Komitees in Moskau. Wittes Untätigkeit und Durnowos Erfolge. Rückkehr der Zuversicht und Ruhe. 34) **Der Oktobristenkongreß in Moskau.** Das Programm der Mittelpartei. Drohender Umschlag zur Opposition. Ein Ultimatum. 35) **Aus dem Balticum.** „Man muß ein Fenster nach Europa durchbrechen.“ Geschichte der Balten. Die Balten unter schwedischer und russischer Herrschaft. Die **Unruhen** in den Baltischen **Provinzen.** Schuld und Sühne.



Eine neue

Monatsschrift

für

moderne Erziehung.



Gepflegte Gebiete:

Unterricht ▫ Erziehung.



Vornehm-freie Richtung.


Deutscher Frühling
Neudeutsche Monatsschrift
für Erziehung und Unterricht
in Schule und Haus
Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten
und Schulmänner
herausgegeben v. Alfred Basz
DEUTSCH
UND
FREI
1907
Teutonia Verlag, Leipzig
Preis für den ganzen Jahrgang v. 12 Heften Mk. 6.—.
Aufrufe und Probehefte bitten wir kostenfrei einzufordern.

für Gewissensfreiheit, **gegen** geistige Knechtung;

für die Erziehungsschule, **gegen** die Lernschule;

für ebenmässige Ausbildung von Körper und Geist, **gegen** einseitige Gedächtnisschulung;

für die Freiheit des Lehrstandes, **gegen** dessen Bedrückung durch veraltete Rechtsbestimmungen;

für Ausgestaltung des Schulbetriebes nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Gesundheitspflege, **gegen** den gesundheitswidrigen Schlendrian;

für Elternrecht und Selbstverwaltung, **gegen** Schreibstuben-Herrschaft und jede Bevormundung;

für die Hebung der Volkskraft durch sozialpädagogische Einrichtungen, **gegen** die Verlotterung durch Gleichgiltigkeit auf diesem Gebiete;

für ein physiologisches und psychologisches Lehr- und Erziehungsverfahren, **gegen** Verballhornisierung und Nürnberger Trichter-Arbeit;

für die Einheitsschule im Sinne des deutschen Erziehungstages, **gegen** pädagogische Viel- und Kleinstaaterei.

Auch an

Ew. Hochwohlgeboren

richten wir die Bitte, dazu beizutragen, dass ein **neuer Frühling deutscher Bildung und deutschen Volkstums** ins Land ziehe. Senden Sie uns grössere oder kleinere Beiträge aus nachstehend genannten Gebieten recht bald ein. Wir werden die Arbeiten eingehend prüfen und dann Ihnen mitteilen, ob sie in den Rahmen unsrer Zeitschrift passen. Da uns daran liegt, Ihren Beitrag **recht bald** zu erhalten, wollen Sie diesem Wunsche gefl. Ihre Beachtung schenken.

Sollten Sie wider Erwarten selbst nicht in der Lage sein, jetzt einige Beiträge zu liefern, so wollen Sie bitte Ihren Bekanntenkreis darüber verständigen, dass wir gern **Aufrufe und Probehefte an alle Gönner und Freunde unserer Sache** verschicken.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Schriftleitung

Teutonia-Verlag
Leipzig, Mühlgasse 10

«Deutscher Frühling».
Monatsschrift für Erziehung und Unterricht
in Schule u. Haus.

Basz, A., Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Eine volkskundl. sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte. Leipzig 1901 . . . . 2.50
— — Deutsche Vornamen. Mit Stammwörterbuch. Leipzig 1903 1.80
— — Zimbr. Sprachproben aus den Sette Comuni S. A. . . . —.80
Braude, Dr. Bernhard. Zur Agrarbewegung in Rußland. Mit Beiträgen von J. J. Petrunkewitsch: Die Agrarkrisis und die politische Lage Rußlands; A. A. Manuilow: Die Agrarfrage und ihre ökonomische Lösung. Anhang: Die Agrarreformprogramme. Nach demRussischen bearbeitet 1.50
Bräutigam, Prof. Ludwig. Pädagogische Studien . . . . —.60
Bremer, Prof. Dr. Otto. Tjark Allena. Von Foocke Hoissen Müller. Neu herausgegeben von Prof. Dr. Bremer, mit hochdeutscher Übertragung, Einleitung und Einführung in die ostfriesische Mundart.
Elegant in Leinen geheftet 3.—
Elegant gebunden 3.60
Döhle. Irmintrut. Roman aus der Vorzeit des Katten- und Hermundurenkrieges. 2.—3. Auflage. Leipzig 1906 . . . . . . 1.50
Teutonia-Band 2.—. Eleg. Ganzleinen 2.40
Eros. Sammlung kultur- und literarturgesch. Neudrucke. Vergl. Bd. I. **Oelrichs** Abhdlg. v. Gebrauche die Geliebte zu schlagen. Bd. II. **Musenkinder,** Galante. Herausgeg. v. Müller-Melchior.
Fischbach, Fr. Gögginger neue Häkel- und Knüpfmuster. 70 Tafeln mit Text und technischen Anleitungen . . . . In Mappe 3.—
— — Siegfrieda. Tragödie in 3 Akten nebst Vorspiel: Altgermanische Walpurgisfeier und Einführung der Inquisition. Leipzig . . 1.50
— — Die schönsten Lieder der Edda. Leipzig 1.50
— — Spitzenornamente. Tafel 1—12: Brüsseler Spitzen, 13—16: St. Galler-Spitzen. 4. Wiesbaden . . . . 5.—
— — Alte und neue Textilkunst . . . . 1.—
— — Asgart u. Mittgart. Das gold. Hausbuch der Germanen. Leipzig 4.—
Hlwd. 4.80
Enthält die schönsten Lieder der Edda und den Nachweis, daß am Niederrhein zwischen der Sieg und der Wupper die ältesten Mythen der Arier entstanden sind. Nebst Flurkarte.
— — Beiträge zur Mythologie. Leipzig 1906 . . . . 2.—
— — Ursprung der Buchstaben Gutenbergs. Nebst 16 Tafeln mit Ornamenten des Feuer-Kultus. 4. 1900 . . . . 4.—
Förster, Prof. Paul. Anti-Roethe. Eine Streitschrift. An die Freunde des humanistischen Gymnasiums . . . . —.60
Heinz, Georg. Leipzig und die Leipziger. Mit 1 Karte. 4. Auflage. Leipzig 1906. Originalleinen 2.25

Hilmer, H., Deutsche und amerikanische Volksbildung. Ein Vergleich —.60

Knortz, Prof. Karl. Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche. Mit einem Anhange: Folkloristisches in Longfellows Evangeline 1.—

Lay, F. Die Verbreitung und Kultur der Südslawen. Ihre Poesie, Hausindustrie, Ornamentik etc. Mit einem Trachtenbild. 4. 1.—

Leipzig und die Leipziger. Von Heinz-Georg dem Rathaustürmer. Mit 1 Karte. 4. Auflage. Leipzig 1906 . . Originalleinen 2.25

Maritus, Felix. Eros und Christus. Gedanken über Bibel, Kirche, Religion und geschlechtliche Liebe 1.50

(Maurer, Aug. Sal.). Leipzig im Taumel. Nach Originalbriefen eines reisenden Edelmannes. Mit Titelbild. O. O. 1799. Numerierter Neudruck auf echt holländisch Bütten. Eleg. Hfrz. mit Goldschnitt 18.—

— — Leipzig im Taumel. Nach Originalbriefen eines reisenden Edelmannes. Numerierter Neudruck . . . . . . Eleg. Leinen 16.50

— — Leipzig im Taumel. Nach Originalbriefen eines reisenden Edelmannes. Brosch. unbeschnitten. Numerierter Neudruck . . . 15.—

Dieser Neudruck wurde als Manuskript nur für eine Anzahl Subskribenten gedruckt. Sehr selten geworden und gesucht. Vgl. Hayn. Bibl. Germ. erot. S. 157.

Musenkinder, Galante. Sammlung verschollener und wenig bekannter deutscher Liebes- und Scherzgedichte aus früheren Jahrhunderten. Herausgegeben von Müller-Melchior. Leipzig 1906 . . . . 3.—

— — Desgl. eleganter Pappband der Zeit mit handkoloriertem Umschlagpapier . . . . 4.—

Dieses entzückend ausgestattete Buch (Vig. v. Vogeler-Worpswede) wurde vom literar. Zentralblatt einer sehr anerkennenden Besprechung unterzogen.

— — Desgl. in Halbpergament mit handkoloriertem Umschlag und Vorsatzpapier gebunden in hochvornehmer Ausstattung 4.50

— — Desgl. Numerierte Luxusausgabe (1—110). Nur für Subskribenten gedruckt. Ganzpergament auf echt holländisch Van Geldern 12.—

Diese Sammlung bildet Bd. 2 der Sammlung Eros.

Oelrichs, K. K. Abhandlung vom Gebrauche der Alten die Geliebte zu schlagen. Aus dem Französischen. Mit Titelvignette. Berlin 1766. Neudruck 1906. Zweifarbiger Pergamentumschlag auf imitiert Bütten . . . . 2.—

— — Numerierte Liebhaberausgabe auf rosa Schreibpapier. Antik gebunden. Nur für Subskribenten gedruckt (201—400) . . 3.—

— — Numerierte Luxusausgabe in antikem Pappbande auf breitem Pflanzenfaserpapier (1—200) . . . . 5.—

Otto, Felix. Trübes Wasser. Eine Schulkomödie. Mit einem Vorspiel: „Vivant feriae" . . . . 1.—

Pfister-Schwaighusen, H. v. Alldeutsche Stammeskunde. Nach Mundarten und Geschichten mit genauen Grenzen aller Stämme. 2. Aufl. 1.50
Gebunden 2.—

Petrunkewitsch, Manuilow, Braude. Zur Agrarbewegung in Rußland. Leipzig 1907 . . . . 1.50

Piscator. Rundreise des menschlichen Geistes um die Erde. Leipzig 1906 . . . . 2.50
Kapitel II enthält: Eine Gerichtsverhandlung in New York aus dem Jahre 2000.

— — Psychologische Studien in Briefen aus der Hölle. Leipzig 1906. 2.—

Diese halb theologische, halb philosophische Streitschrift eines Leipziger Gelehrten wurde in der Presse wiederholt anerkennend gewürdigt.

Polly, Dr. A. Zu Rußlands Revolution und Neugeburt. Selbsterlebtes und Geschichtliches. Reich illustriert. Leipzig 1906 . . . 3.—
Originalleinen 4.—

— — Russisches Leben. Ernstes und Heiteres . . . . 1.—
Gebunden 1.60 und 2.—

Salten, Alfred von. Germanistische Bücherei und Beispiele zur deutschen Sprachlehre. Zusammengestellt zum Gebrauche bei Vorlesungen wie zur Erleichterung des Selbststudiums 1.50

— — Brauchen wir eine deutsche Reichsakademie? Reichsanstalt für deutsche Sprache, Literatur, Kunst und Altertumskunde. Eine Zusammenfassung von Gutachten namhafter Germanisten, Literarhistoriker, Altertumsforscher, Künstler, Dichter und Schriftsteller. 2.—

— — Pädagogische Kleinigkeiten . . . . —.60

— — Deutsche Erziehung. Praktisch-theoretische Grundlagen einer allgemeinen deutschen Erziehung. Leipzig 1906 . . . . . 3.—
Originalleinen 4.—
Ausgabe auf Schreibpapier, weiß durchschossen Geb. 6.—

— — Neue Bahnen — Neue Ziele. Aphorismen zur Schulreform —.40

— — Heilwirkung und Aberglauben. Ein kulturgeschichtlicher Überblick. Leipzig . . . . —.40

Frei, Friedrich. Ansichten eines katholischen Landlehrers über Religion und Religionsunterricht 1.50

Schrader, E. Ideale. Schauspiel in 5 Aufzügen. Hannover 1889. (2.—.) Elegant broschiert . . . . —.60

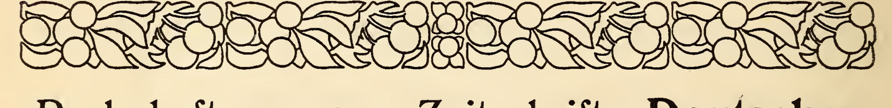
Steudel. Arzt und Schulbetrieb. Gutachten deutscher Ärzte. Gesammelt vom Elternbund für Schulreform in Bremen. Herausgegeben von Fr. Steudel, Pastor an St. Remberti, Bremen . 1.—

Vescovi, G. Boart gakött. Asiago 1882 . . . . 3.—

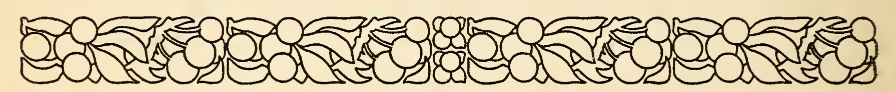
Seltene Originalausgabe einer zimbr. Sprachprobe der Sette Comuni Vicentini.

Winterfeld, A. v. Vom deutschen Unterricht. 1907 . . . . . 2.—

Gebunden 2.50



Probehefte unserer Zeitschrift **„Deutscher Frühling“** wollen Sie bitte bei Ihrer Buchhandlung einfordern.



*An **Väter, Mütter** und **Kinderfreunde***

*richten wir hierdurch die höfliche Bitte, uns ihre **Wünsche** und **Vorschläge** in Sachen des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens gefälligst **bekannt geben** zu wollen. Der „Deutsche Frühling“ vertritt die Rechte des Elternhauses und will ein **Sammelpunkt** werden für alle Fragen, die **Elternrecht** und **Kinderschutz** betreffen. In dem*

*Sprechsaal für das **deutsche Elternhaus***

*sollen **Wünsche** und **Vorschläge** zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht und einer sachgemäßen Beurteilung unterzogen werden.*

Verlag und Schriftleitung des „Deutscher Frühling“

***Leipzig**, Mühlgasse 10.*

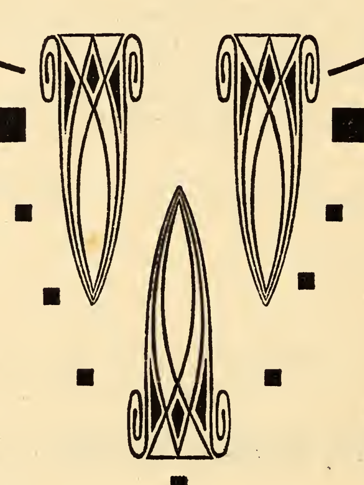
Professor Karl Knortz




Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche

Mit einem Anhange:

Folkloristisches in Longfellows Evangeline



1 Sh. 1 Mark 1/4 $



Leipzig 1907 ❧ Teutonia=Verlag





Arzt und Schulbetrieb.

Gutachten deutscher Ärzte

Gesammelt vom

Elternbund für Schulreform in Bremen

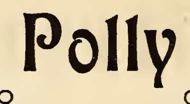
:: Herausgegeben von ::

Fr. Steudel
Pastor an St. Remberti-Bremen



Leipzig 1907
Teutonia-Verlag

Polly



Russisches Leben

Ernstes und Heiteres

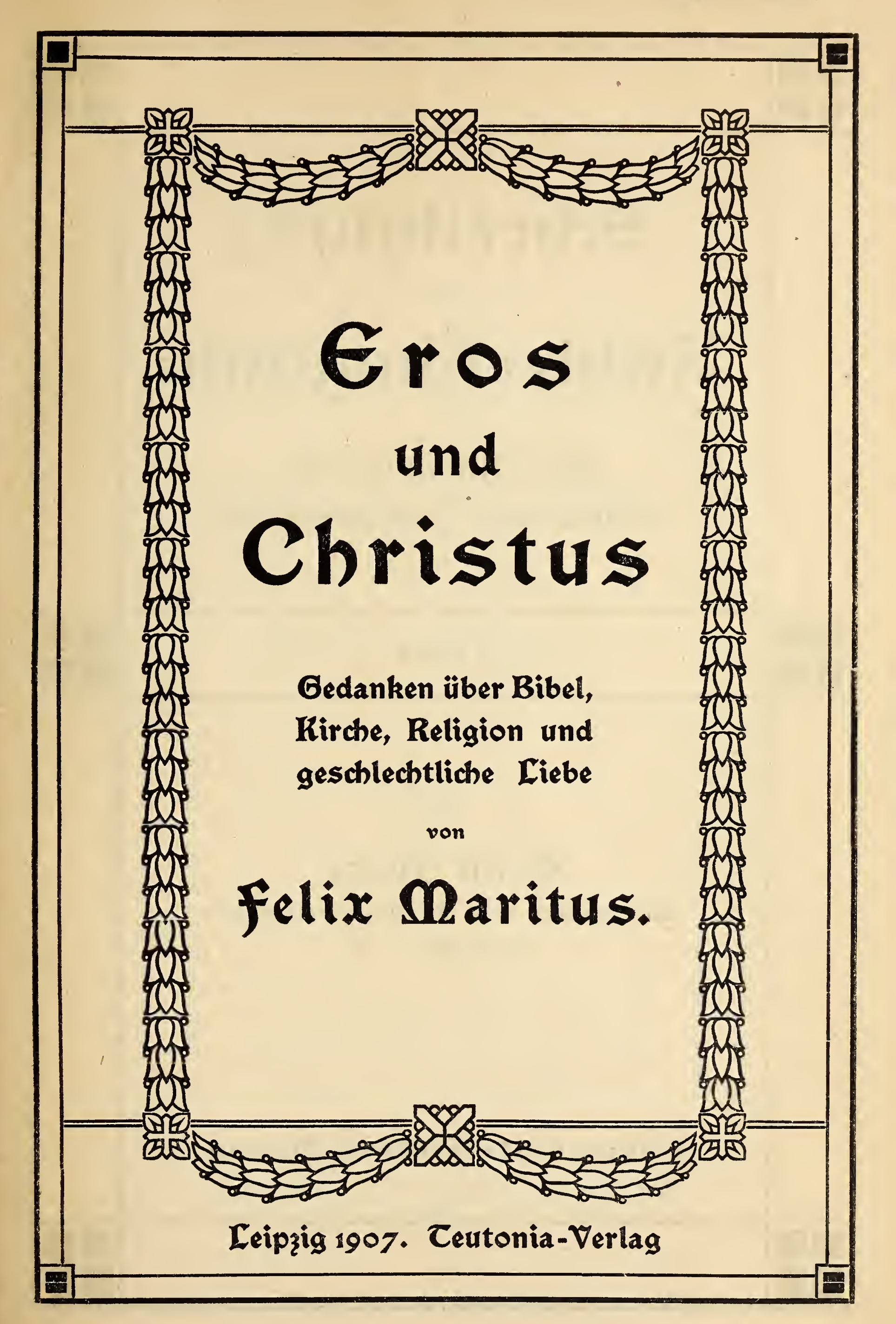
1. bis 3. Tausend



1907 • Teutonia-Verlag • Leipzig

Preis 1 Mark

Mark 1.50.



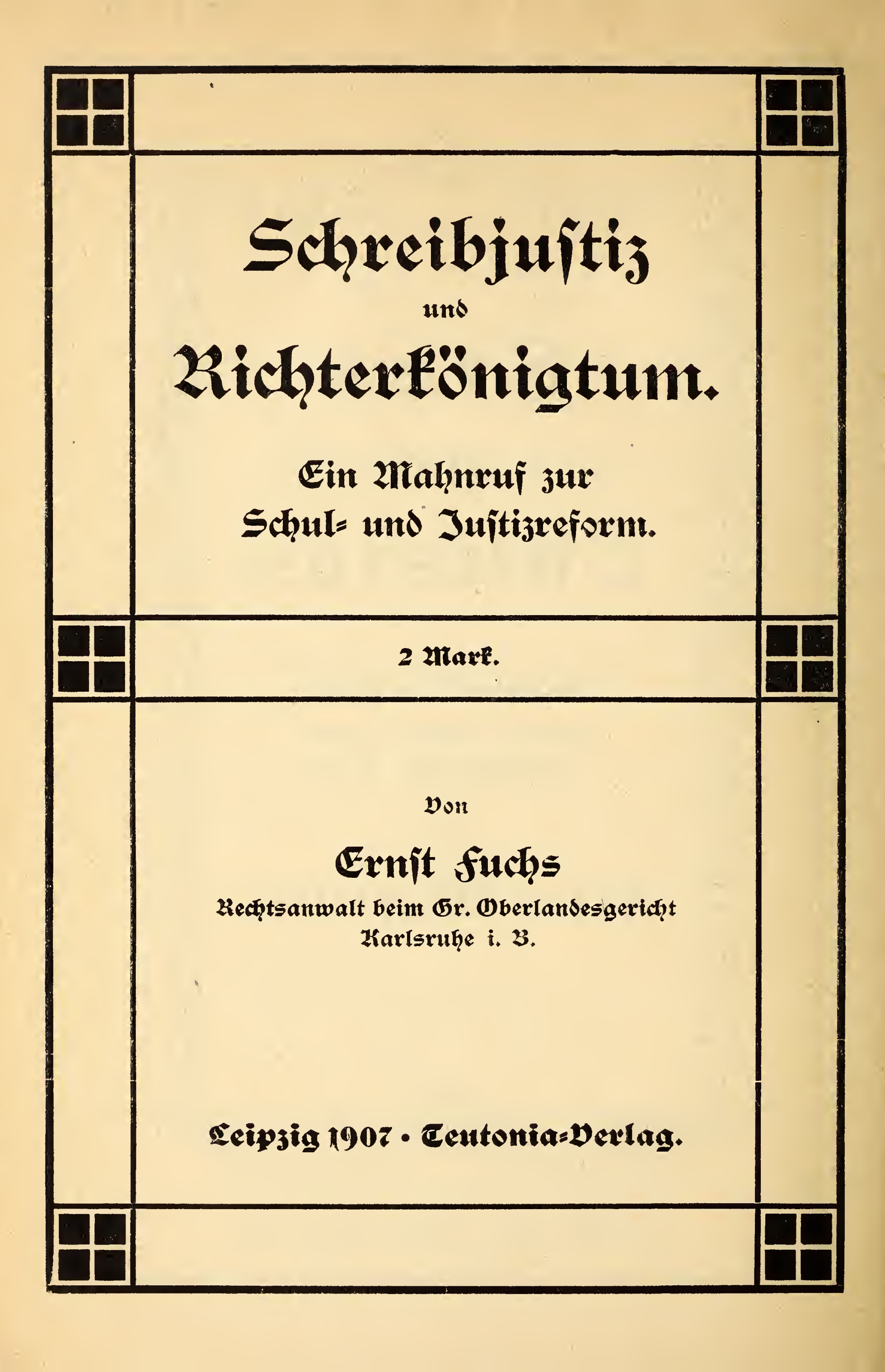
Eros und Christus

Gedanken über Bibel, Kirche, Religion und geschlechtliche Liebe

von

Felix Maritus.

Leipzig 1907. Teutonia-Verlag



Schreibjustiz und Richterkönigtum.

Ein Mahnruf zur Schul- und Justizreform.

2 Mark.

Von

Ernst Fuchs
Rechtsanwalt beim Gr. Oberlandesgericht
Karlsruhe i. B.

Leipzig 1907 · Teutonia-Verlag.

Mark 1.—.

Trübes Wasser

Eine Schulkomödie

von

Felix Otto.



Leipzig 1907

Teutonia=Verlag


Deutscher Frühling
Monatsschrift
für Erziehung und Unterricht
in Schule und Haus
Preis jährlich 6 Mark.
Die inhaltreichste Zeitschrift
für Erziehung und Unterricht!
Teutonia-Verlag, A. Baß & Co.
Leipzig, Mühlgasse 10.